Die Freimaurerei der Frauen.

Roman

von

Charles Monselet.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Ferdinand Heine.

Drittes Bändchen.

Leipzig.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1856.

I.

„Niemals!“ hatte die Gräfin d'Ingrande gesagt, „niemals wird Herr Philipp Beyle der Gemahl meiner Tochter werden!“

Um diese Drohung zu beschwören, versuchte es Amelie, sich an ihre Tante, die Marquise von Pressigny, zu wenden.

Die Marquise nahm Ameliens Thränen und Geständnisse mit ihrer gewohnten Güte auf, aber als ihr Philipp Beyle genannt wurde, machte sie es wie ihre Schwester: sie ward plötzlich sehr ernsthaft und schüttelte bedenklich den Kopf.

„Niemals!“ rief auch sie traurig.

„Aber warum nicht, liebe Tante?“

„Weil es ganz unmöglich ist.“

„Aber so geben Sie mir wenigstens irgend einen Grund an.“

„Das kann, das darf ich nicht. Es genüge Dir zu wissen, daß die allerwichtigsten Bedenken sich dieser Ehe entgegenstellen.“

„Bedenken? Und sind diese Bedenken nicht zu beseitigen?"

„Leider nein!"

„Mein Vater ist viel vermögend," rief Amelie, „und mein Vater ist auf meiner Seite."

„Es giebt einen Willen und eine Macht, die noch über denen Deines Vaters stehen."

„Welch ein Wille, welch eine Macht könnte das sein?"

Die Marquise schwieg.

„Und dennoch waren Sie es ja selbst," fuhr Amelie fort, „die neulich in meiner Gegenwart Herrn Philipp Beyle gegen meine Mutter in Schutz nahm."

„Und würde es auch jetzt noch thun."

„Nun denn, wenn Sie ihn Ihres Schutzes, Ihrer Achtung für würdig halten, warum sollte er nicht mein Gemahl werden können?"

„Herr Beyle gehört sich nicht mehr selbst an."

„Wem denn? — Was wollen Sie damit sagen? Welch ein Geheimniß verbirgt sich hinter Ihren Worten? O, sprechen Sie, liebe Tante, sagen Sie mir Alles!"

„Dringe nicht in mich; ich habe unverbrüchliches Schweigen gelobt."

„Sie lieben mich also nicht mehr?"

„Amelie, Dein Schmerz macht Dich ungerecht und undankbar. Du weißt recht gut, daß mein ganzes Bestreben darauf gerichtet ist, Dich glücklich zu machen, so weit es irgend in meinen Kräften steht. Klage mich

also nicht wegen Dem an, was nur eine Fügung des Schicksals, ein unglücklicher Zufall ist."

„Eine Fügung des Schicksals? — ein unglücklicher Zufall?"

„Entsage muthig einer Hoffnung, deren Verwirklichung durchaus unmöglich ist; reiße ein Gefühl aus Deinem Herzen, das noch nicht Zeit gehabt haben kann, tiefe Wurzeln darin zu schlagen. In Deinem Alter ist die Liebe kaum eine knospende Blüthe zu nennen; halte ihr zu frühzeitiges Sichentfalten noch zurück, damit ein Frost sie nicht tödte. Du wirst wieder lieben, und wirst besser lieben. Glaube mir, Amelie, entsage dieser Verbindung, die durchaus unmöglich ist."

Amelie schien sich einen Augenblick zu besinnen.

„Ist das auch Ihr letztes Wort, liebe Tante?" frug sie dann.

„Mein letztes!" erwiederte die Marquise seufzend.

„Gut."

Von diesem Tage, von dieser Stunde an ließ Amelie auch nicht ein Wort der Klage mehr hören, keine Bitte kam mehr über ihre Lippen. Sie hüllte sich in ihren Schmerz ein, wie ihre Mutter in ihre unerschütterliche Kaltblütigkeit. Diese beiden Naturen waren sich an Energie und Kraft des Willens gleich; keine von ihnen dachte auch nur daran, nachzugeben.

Die des jungen Mädchens erlag aber dem harten Kampfe zuerst; nach etwa vierzehn Tagen ward Amelie bedenklich krank.

Die Marquise von Pressigny pflegte und bewachte sie mit rührender Sorgfalt; sie war die wirkliche Mutter.

Die Gräfin kam zwar regelmäßig zweimal des Tages in Ameliens Krankenzimmer und nahm am Kopfende ihres Bettes Platz, ihr Gesicht drückte zwar Besorgniß aus, aber ihr Mund blieb verschlossen. Wenn ihr Blick auf dem vom Fieber erglühenden Gesichte ihrer Tochter haftete, wenn er dem vorwurfsvollen Blicke Ameliens begegnete, dann ergriff sie auch ein leises Beben, aber keine Thräne benetzte ihre Wimper. Sie sah es, wie ihre Lebensgeister täglich mehr erlöschten, — aber das Wort, das ihr Kind retten konnte, kam nicht über ihre Lippen.

Dieses Schweigen hatte etwas furchtbares; es schien gleichsam zu sagen: „Lieber will ich meine Tochter sterben sehen, als in diese Mesallianz willigen!"

Dabei wußte sie alle Maßregeln so geschickt zu treffen, daß der Graf nicht einmal etwas von Ameliens Krankheit erfuhr.

In dem Grade, als diese Fortschritte machte, und immer bedenklicher ward, entfernte sich die Marquise seltsamerweise immer öfter vom Krankenbett und aus dem Hôtel.

Jeden Vormittag verbrachte sie eine, auch mehrere Stunden schreibend in ihrem Kabinet.

Dann verlangte sie ihren Wagen.

Zuweilen kehrte sie erst spät am Abende heim.

Dann aber verbrachte sie die ganze Nacht an Ameliens Bett; sie war zärtlicher und liebevoller als zu-

vor gegen sie; sie umarmte sie und vergoß Thränen mit ihr.

Einmal geschah es, als sie noch später als gewöhnlich heimkehrte, daß sie sich rasch über das Kopfkissen neigte und in Ameliens Ohr flüsterte:

„Hoffe!"

Die Kranke, die in einer Art Halbschlummer dagelegen hatte, schlug rasch die Augen auf und hob den Kopf; sie sah die Marquise am Bette stehen, den Finger auf den Mund gelegt, wie um ihr Stillschweigen zu gebieten.

Amelie sank lächelnd wieder in die Kissen zurück; es war dies nach so viel Tagen der erste glückverheißende Schimmer, und er drang wohlthätig in ihre Brust; zum ersten Male schlief sie diese Nacht ruhig und wie von süßen Träumen eingewiegt.

Bei ihrem Erwachen glaubte sie nur, von einem solchen Traume getäuscht worden zu sein; ihr Blick suchte ängstlich die Marquise, sie war nicht da.

Sie frug nach ihr.

Man sagte ihr, daß die Marquise schon sehr frühzeitig ausgefahren sei.

Spät am Abende kam sie gewöhnlich, um sie während der Nacht zu pflegen; aber vergebens hoffte Amelie auf einen neuen Wink; die Marquise war zwar eben so zärtlich und besorgt, aber auch eben so verschlossen wie zuvor.

Mehrere Tage verstrichen, ohne daß Amelie es wagte, die Marquise über die durch jenes flüchtige Wort in ihr

erregten Hoffnungn auszufragen. Nach und nach versank sie wieder in ihre frühere Entmuthigung; die Marquise war selbst niedergeschlagener wie bisher, und schien jeder Frage ängstlich auszuweichen.

Eines Tages, als die Gräfin d'Ingrande, stumm und ernst wie gewöhnlich, an Ameliens Bett saß, wendete die Kranke ihr Auge mit einem unaussprechlichen Ausdrucke des Schmerzes auf sie.

„O meine Mutter!" lispelte sie.

„Amelie!" rief die Gräfin, wie erschüttert von diesem flehenden Klagelaut.

Und als wolle sie die Kranke sowohl, wie sich selbst für so viele Tage der gewaltsamen Zurückhaltung und Strenge entschädigen, preßte sie Amelie stürmisch an ihr Herz.

Aber Mutter und Tochter hatten sich getäuscht; die Mutter, über den Sinn jenes Klagerufes, den sie für eine Erklärung des Besiegtseins hielt; die Tochter über den Ausbruch der mütterlichen Zärtlichkeit, in dem sie eine Einwilligung in ihr Glück zu erkennen vermeinte.

Ameliens Hände suchten die der Gräfin; hastig führte sie sie an ihre brennenden Lippen, die, fast noch leiser wie vorher, nur ein einziges Wort hauchten:

„Philipp!"

Aber bei diesem verhaßten Namen richtete sich die Gräfin rasch wieder empor; jede Spur von Zärtlichkeit war urplötzlich von ihrem Angesichte wie weggezaubert.

Sie zog ihre Hände fast ungestüm aus denen Ameliens.

Eine angstvolle, bedeutsame Stille herrschte im Zimmer.

Nur Ameliens, noch immer flehend auf ihre Mutter gerichteten, Blicke wagten noch zu sprechen.

Die Gräfin erhob sich, und verließ rasch das Zimmer.

Da entrang sich ein Schmerzensschrei der Brust des Mädchens.

Die Mutter mußte ihn noch hören, denn die Thüre war ja kaum erst hinter ihr geschlossen.

Ameliens Auge haftete mit verzweifelndem Ausdrucke auf der Sammtportière.

Aber die Mutter kehrte nicht zurück.

Amelie schloß, wie zum Tode ermattet, die Augen, zwischen deren Wimpern einzelne Thränen sich hervorstahlen.

Mehrere Minuten verstrichen.

Da hörte sie die Portière rauschen und rasch öffnet sie die Augen, die wiederum ein matter Hoffnungsschimmer zu beleben scheint.

Aber nicht die Gräfin trat ein, sondern die Marquise, einen erbrochenen Brief in der Hand, und eilt mit freudestrahlendem Gesicht auf das Krankenbette zu.

„Du wirst ihn heirathen!" ruft sie.

„Was sagen Sie, Tante?" fragte Amelie, fast athemlos und mit starrem Blicke.

„Du wirst ihn heirathen, ihn, Deinen Philipp!" wiederholte die Marquise.

„Ist das Wahrheit?"

„Alle Hindernisse sind beseitigt; nichts steht Deinem Glücke ferner mehr im Wege.“

„O, liebe Tante —! alle diese erweckten und wieder vernichteten Hoffnungen, dieses stete Schwanken zwischen Tod und Leben — ich fühle es — ich vermag es nicht länger zu ertragen; darum beschwöre ich Sie, theure Tante! — täuschen Sie mich nicht auf's Neue mit eitlen Hoffnungen —“

„Ich sage Dir, er wird Dein Gatte werden,“ sprach die Marquise noch einmal und mit festem Tone; „ich schwöre es Dir.“

„Aber — meine Mutter!“ flüsterte Amelie, die sich immer noch nicht ganz von dem Schrecken des vorhergegangenen Auftrittes wieder erholt hatte.

„Deine Mutter wird vergeben und einwilligen — wenn auch vielleicht erst in einiger Zeit; aber sie wird, darauf gebe ich Dir mein Wort! — Einstweilen handelt es sich nur erst darum, Philipp einer Verbindung mit uns würdig zu machen, ihn reich, angesehen, geachtet zu machen; und das sei meine Sorge.“

„Wie gütig Sie sind, meine geliebte Tante!“

Der Rest des Tages verstrich unter Berathungen und allerhand entzückenden Projekten. Das Uebermaß der Freude, dieser jähe Wechsel, wäre Amelien beinahe eben so gefährlich geworden, wie vorher das Uebermaß des Schmerzes; indeß, wie gewöhnlich, trugen Jugend und Liebe doch endlich den Sieg davon.

Was aber konnte einen so plötzlichen Umschwung in

den Ansichten und Entschlüssen der Marquise von Pres-
signy hervorgebracht haben? Welchen Inhalts konnte die Botschaft sein, die sie so eben erhalten, und die sie schon seit mehreren Tagen mit so großer Ungeduld erwartet zu haben schien?

Das folgende Bruchstück jener Botschaft wird uns ihre Freude erklärlich machen, und von welchem furchtbar drohendem Verhängnisse sie die Zukunft ihrer Nichte, wie Philipp Beyle's, jetzt erlös't sah.

Jener Brief hatte keine Unterschrift gehabt, statt derselben aber jene geheimnißvolle, uns bereits bekannte, Devise. Um den Inhalt des Briefes, für den Fall, daß derselbe in fremde Hände gefallen wäre, für jeden Uneingeweihten unverständlich zu machen, war er mit einer Menge ganz eigenthümlicher Abkürzungen, Anwendung allerhand unzusammenhängender, aber doch nach einem geheimen System geordneter Wörter geschrieben. Wir ersparen natürlich dem Leser die Mühe des Dechifferirens und geben den Brief in unserer üblichen Ausdrucksweise wieder:

„Die von Ihnen verlangte Auskunft über die Sän-
„gerin Marianna geht uns erst in diesem Augenblicke zu,
„und wir beeilen uns, sie Ihnen mitzutheilen. Vor
„etwa zwei Monaten verließ sie plötzlich Paris, ohne
„irgend etwas wissen zu lassen, wohin sie gehe, und schien
„die Pläne, für die sie, wie Ihnen am besten bekannt
„ist, die ganze Gesellschaft zu gewinnen bemüht gewesen
„war, gänzlich aufgegeben zu haben. Da wir ohne wei-

„tere Instructionen von ihrer Seite waren, mußten wir „natürlich die fernere Verfolgung jenes Mannes, den sie „als ihren größten Feind dem Verderben geweiht hat„ten, wieder einstellen.

„Als wir auf Ihr Begehren Marianna's Spur wie„der aufsuchten, waren wir erstaunt über die ungemeine „Sorgfalt und den außerordentlichen Scharfsinn, womit „sie ihre Abreise in das undurchdringlichste Dunkel zu „hüllen gewußt. Alle ihre Maßregeln waren so getroffen, „daß es uns ganz unmöglich schien, ihre Spur wieder „aufzufinden.

„Ein, augenblicklich an unsere Schwestern in der Pro„vinz sowohl, als im Auslande erlassenes Circular schien „einige Zeit ohne allen Erfolg zu bleiben. Endlich aber „kam uns heute folgender Rapport aus Marseille zu:

„Marianna ist am 7. des vergangenen Monats in „dieser Stadt gesehen worden; sie ist incognito und ganz „allein im Hôtel de Provence abgestiegen. Während des „ganzen 8. ist sie in ihrem Zimmer eingeschlossen geblie„ben; nur erst des Abends hat sie es verlassen, um eine „Spazierfahrt auf dem Meere zu machen. Mehrere Dienst„leute des Hôtels wollen bemerkt haben, daß sie in einer „großen Aufregung war.

„Am anderen Morgen ist der Bootsbesitzer Borille, „wohnhaft an einem Orte, genannt Endoume, unmit„telbar hinter dem Stadtviertel Notre-Dame-de-la-Garde, „vor Gericht erschienen und hat Anzeige gemacht, daß „eine junge Dame sich am Abend zuvor in das mittel-

„ländische Meer gestürzt habe, daß man aber ihren Kör=
„per, trotz aller Mühe mehrerer der geschicktesten Taucher,
„bisher weder lebend noch todt wieder habe auffischen
„können.

„Eine gerichtliche Nachforschung hat in ihrem Zim=
„mer des Hôtels de Provence stattgefunden; man fand
„die Spuren von sehr vielen verbrannten Papieren, was
„einen gefaßten Beschluß eines Selbstmordes vermuthen
„läßt. Die arme Schwester Marianna wird nicht die
„Kraft mehr in sich gefühlt haben, ihren letzten Kum=
„mer noch länger zu ertragen, und die Ruhe, oder
„doch eine Abwechselung in ihren Leiden durch den Tod
„versucht haben. Die Kunst verliert an ihr eines der
„herrlichsten Talente und unser Bund eine der ergeben=
„sten und eifrigsten Schwestern."

Dieses Ereigniß, das Philipp Beyle's Fesseln plötz=
lich brach, ward gleichsam das entscheidende Signal einer
sich eröffnenden Glücksperiode.

Das weibliche Tribunal, das wir den Leser bis jetzt
nur erst in nebelhafter Dämmerung haben sehen lassen,
das wir ihm jedoch bald ganz enthüllen zu können hof=
fen, dieses Tribunal schien von dem Augenblicke an, wo
es nicht mehr durch den Haß einer seiner Schwestern in=
fluirt ward, seine Taktik gegen Philipp Beyle auf Befehl
seiner Präsidentin vollständig geändert zu haben. Das
zugefügte Böse ward durch Gutes möglichst wieder aus=
geglichen. Diejenigen Frauen, welche sich bisher als die
erbittertsten Feindinnen Philipp's gezeigt, ihn am mehr=

sten gelästert und geschmähet, ihn am wüthendsten verfolgt, diese selben Frauen waren jetzt am eifrigsten bemühet, ihn zu vertheidigen und in ihren ganz besonderen Schutz zu nehmen.

Der Erfolg war ein eclatanter. Von allen Seiten regnete es Stellen und Ehrenbezeugungen auf ihn herab, zum großen Erstaunen seines anderen Beschützers, des Grafen d'Ingrande der mit einem Male überall, wo er sich zu Gunsten seines künftigen Schwiegersohnes hinzuwenden versuchte, schon gethane Arbeit fand — was ihm übrigens nur höchst angenehm war.

So war denn Philipp Beyle bei Gelegenheit eines Ministerwechsels zum Generalsekretair im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, und zugleich zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden.

Jetzt endlich sah er sich am Ziele seiner Wünsche: seine Verlobung mit Mademoiselle d'Ingrande ward officiell declarirt.

Die Gräfin, die langen und beharrlichen Widerstand geleistet, und zuletzt sogar die Zusammenberufung eines Familenrathes beabsichtigt hatte, mußte sich endlich den entschiedenen Drohungen des Grafen fügen. Der Graf besaß noch einige Güter, die an die seiner Frau gränzten und er nahm sich nichts Geringeres vor, als sich um die Gunst der Wähler von Ingrande zu bewerben und auf die Candidatenliste der Deputirten setzen zu lassen. Nur die Furcht vor einem so plebejen Schritte vermochte

die Gräfin dazu, ihre Einwilligung zu geben, worauf sie sogleich Paris verließ.

Am Tage vor der Unterzeichnung des Contraktes fand Philipp, der eine seiner neuen Lage angemessene Wohnung bezogen hatte, bei seiner Nachhausekunft jenen zierlichen Sekretair von Rosenholz, den er in seiner Armuthsperiode hatte verkaufen müssen, wieder in seinem Zimmer vor.

Wer konnte diese Möbel an sich gekauft haben, in der Absicht, es ihm wieder zuzustellen, und wie kam es jetzt wieder hierher?

Trotz aller Fragen konnte sein Diener, den er ebenfalls wieder angenommen hatte, ihm keine Auskunft geben.

Eine Art von Inspiration trieb ihn an, den Sekretair zu öffnen und zu untersuchen; im ersten Schubfach, das er aufzog, erblickte er ein Paket Bankbillets.

Er zählt es durch — es waren achtzig Billets zu tausend Francs!

Pandora war also mehr noch, als rehabilitirt.

II.

Rückblicke.

Als Marianna mit dem, von Philipp's Reitpeitsche blutenden Gesicht wieder in ihre Wohnung trat, fand sie daselbst Irenée von Tremeleu vor.

Manche Leser werden vielleicht Begehren danach tragen, die Umstände kennen zu lernen, welche auf Irenée's und Philipp's Duell folgten; wir müssen daher einen Rückschritt von ziemlich zwei Jahren machen und uns im Geiste wieder nach la-Teste-de-Buch versetzen.

Nachdem Irenée's Blut den Sand der Dünen benetzt, sah er sich durch Herrn Blanchard's freundliche Fürsorge in die bescheidene Fischerhütte Péché's gebracht, und diese zugleich in einen wohnlicheren Zustand umgeschaffen. Drei Monate hindurch hatte er zwischen Leben und Tod geschwebt und verdankte seine Erhaltung nur Marianna's aufopfernder Pflege, die, ohne Zweifel, als eine selbstauferlegte Buße für das Weh, das sie ihm bereitet, herbeigeeilt und nicht wieder von seinem Leidenslager gewichen war.

Aus diesem Zusammenleben entstand nach und nach zwischen ihnen, zwar nicht wieder die alte Vertraulichkeit — denn diese konnte nie wiederkehren, — aber doch ein ruhiger Austausch wohlwollender Gefühle. In dem Grade als Irenée wieder zum Leben erstarkte, tauchte wieder das Bild eines ersehnten Glückes vor seiner Seele auf, nur unter ganz anderen, bescheideneren Bedingungen; ein langsamer Spaziergang am Ufer des Beckens von Arcachon, ein schöner Sonnenuntergang, das Zusehen der fröhlichen Kinderspiele an Marianna's Arm, in ihrer Gesellschaft, machten Irenée schon ganz glücklich; er meinte, nie mehr gewünscht zu haben, nie mehr begehren zu können.

Vielleicht dachte und empfand Irenée zu der Zeit am richtigsten; vielleicht besteht das wahrste und ungetrübteste Glück des Lebens und der Liebe nur in diesen so geringfügig scheinenden und so unendlich zarten Genüssen. Wenigstens behaupten es fast alle Reisende, Genesende und Greise, das heißt, alle von weither Heimkehrende: vom Meere, vom Tode, vom Leben!

Marianna betrachtete ihre Mission als beendet, sobald Irenée im Stande war, die Landes wieder verlassen zu können. Sie kehrte nach Paris zurück und sann von da an nur auf Mittel und Pläne, um sich für Philipp's mehr als nichtswürdigen Verrath zu rächen.

Wir haben wenigstens aus den Erfolgen gesehen, mit welcher Beharrlichkeit und welchem Geschick sie ihre Rachepläne verfolgte.

Nebstdem hatte Marianna, deren aufrichtiges Mitleid

bleibend geweckt worden war, Irenée von Tremeleu bei'm Abschiede die feste Zusage geleistet, ihm oft zu schreiben, und dagegen auch die seinige empfangen, ihr die genauesten Nachrichten über sein Befinden zu geben. Dies beiderseitige Versprechen ward gewissenhaft gehalten.

Irenée's Reconvalescenz war eine sehr langwierige; mehrmals mußte er das Clima wechseln, hintereinander in verschiedenen, wegen ihrer belebenden Eigenschaften berühmten Gegenden und Heilquellen eine Genesung suchen, die nie wieder eine vollständige werden sollte. Nach dieser fast zweijährigen medicinischen Pilgerfahrt war er nach Paris zurückgekehrt, wo er Marianna finsterer und unruhiger als je wiederfand. Es war gerade der Zeitpunkt, wo sie Philipp durch ihre geheimen Machinationen in eine Sackgasse getrieben hatte, aus der kein Ausweg möglich schien.

Während seines Aufenthaltes in Paris stattete Irenée Marianna nur seltene Besuche ab; ein Gefühl von Schicklichkeit und Discretion hielt ihn ab, tiefer nach der Ursache von Schmerzen zu forschen, die er wohl errieth, die sie aber nicht geneigt schien, ihm anzuvertrauen.

Er versuchte es, sich wieder an die Pariser Lebensweise der eleganten jungen Welt zu gewöhnen, allein es gelang ihm nicht. Zudem zeigte sich das Clima seiner Gesundheit nicht günstig, und so entschloß er sich denn wieder abzureisen.

Am Tage vor dem zu seiner Abreise bestimmten, ging er noch einmal zu Marianna. Es war derselbe Tag, an

dem sie sich Philipp als die Urheberin aller seiner widrigen Schicksale zu erkennen gegeben und dafür den größten Schimpf erlitten hatte, der einem Weibe nur zu Theil werden kann: einen Hieb mit der Reitgerte über das Gesicht.

Auch befand sie sich bei ihrer Heimkunft in einem, dem Wahnsinne nahen Zustande. Irenée, der sie, wie gesagt, schon erwartete, errieth sogleich, daß etwas Außerordentliches vorgefallen sein müsse.

Marianna warf sich in einen Fauteuil, ohne den Schleier vom Gesichte zu nehmen; im Gegentheile, sie schien sich noch sorgfältiger verhüllen zu wollen.

Sie sprach nicht, sie begrüßte Irenée nicht einmal.

„Marianna!" sagte er nach einiger Zeit, erschrocken über dies seltsame Benehmen, und näher zu ihr tretend.

Marianna sah zu ihm auf, aber antwortete nicht.

„Um's Himmels Willen, Marianna!" rief er, „was ist Ihnen?"

„Ach — Sie sind es, Irenée —" murmelte sie zerstreut; „ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind; Sie haben wohl daran gethan; Sie sind doch gut und mild!"

Sie sagte die letzten Worte mit einem Ausdrucke halb der Wehmuth, halb des Ingrimms.

Irenée betrachtete sie einige Zeit, wie man eine geliebte Person zu betrachten pflegt, von der man sich auf ewig zu trennen im Begriffe steht.

Endlich hub er an:

„Ich bin gekommen, um Ihnen Lebewohl zu sagen, Marianna."

„Lebewohl?" frug sie wie erstaunt.

„Ja, Marianna; es ist mir nicht möglich, länger in Paris zu bleiben; ich gehe, um mir unter einem anderen, milderen Himmel, wenn auch nicht völlige Genesung, doch wenigstens Linderung, und vor allen Dingen, Ruhe zu suchen, die mir täglich nöthiger wird."

„Sie verlassen Paris? — Ach! wie glücklich sind Sie!"

„Glücklich?"

„Und wer verdiente auch in der That mehr, es zu sein, wie Sie, Irenée? Der Himmel ist nicht gerecht gegen Sie."

„Sie überschätzen meine geringen Tugenden, Marianna; ich bin nur ein Mann wie alle Anderen, ja, ich darf sagen, weniger wie Andere, ich darf mich einen Greis nennen, da alle Aerzte meinem Leben nur noch eine kurze Dauer prophezeihen. Ich bin eben so sehr Egoist und Spekulant, als Sie mich für großmüthig und uneigennützig halten, denn ich habe mich gefragt, wie es mir möglich sein würde, die wenigen Lebenstage, die Gott mir noch zugemessen hat, zu verschönern, und habe mir eine Art von Programm für dieses kurze Fest entworfen."

„Ein Programm?"

„Glauben Sie ja nicht, daß ich etwa Lust verspürte, in einem Salon, umgeben von heuchlerischen Freunden und Verwandten, langsam hinzusterben; ich ziehe eine reizende, blumengeschmückte Einsamkeit vor, wie nur der

Süden sie mir geben kann. Ich gehe nach den Hyèrischen Inseln, wo ich meinen letzten Lebensodem inmitten blühender Orangenwälder aushauchen will."

„Sie wollen wirklich fort, Irenée?" frug Marianna, nach und nach wie von einem peinigenden Traume erwachend.

„Und was sollte ich auch noch in Paris, dieser Stadt der Lust oder der Schmerzen, des Vergnügens oder der Verzweiflung, der Hoffnungen und der Erinnerungen? Für mich giebt es keine Hoffnung mehr, und meine Erinnerungen sind nur blutende Wunden."

„Ja, ja, Sie haben Recht! Paris ist eine fürchterliche Stadt, der Wohnsitz aller Gräuel und Laster, der Sammelplatz aller Leiden und Schmerzen! Es erregt mir Grausen!"

Irenée ward von der wilden Exaltation betroffen, mit der sie diese Worte sprach.

Plötzlich stieg ein Gedanke in ihm auf.

„Nun denn, Marianna," sprach er, „wenn dem wirklich so ist, wenn Paris Ihnen verhaßt geworden ist, warum machen Sie es nicht, wie ich; warum entfliehen Sie ihm nicht? Lassen Sie uns Beide fortreisen! — Ist uns auch Beiden kein Glück mehr beschieden, so können wir doch vielleicht noch Ruhe und Frieden finden. Bei Ihnen ist das Herz gebrochen und zum Tode krank, ich bin es körperlich; wir dürfen uns einander ohne Mißtrauen nähern."

„Fortgehen?“ murmelte sie nachdenkend vor sich hin.

„Das Leben wird uns Beiden leicht entschwinden in jenen reizenden hyèrischen Gärten,“ fuhr er lebhafter fort; „einige gute Bücher für uns, unser geringer Ueberfluß für die Armen; das Vergnügen zu lernen und die Freude am Geben, was bedürfen wir weiter? Bei einer solchen Lebensweise können Sie sogar noch genesen, Marianna; ich aber bin rettungslos verurtheilt, ich werde unserem stillen Zufluchtsorte zuerst entrückt werden, zum ewigen Frieden. Aber was thut das? War es nicht meine Seele, die Ihnen schon längst angehörte, die immer bei Ihnen war, und immer bei Ihnen bleiben wird? — dessen bin ich überzeugt! Das Leben beschränkt sich nur für Diejenigen auf diese kleine Erde, die an keine Ewigkeit glauben.“

„Ach, Irenée!“ rief Marianna, wie verzückt von einer himmlischen Erscheinung, „wenn ich doch rein und schuldlos genug wäre, um unter Ihrem Dache, mit Ihnen leben zu dürfen, ich würde meinen höchsten Stolz darein setzen, Ihnen auf meinen Knieen dienstbar zu sein. Aber vor Ihrem Blicke darf ich nur erröthen und zittern.“

„Erheben Sie sich, Marianna; achten Sie sich selbst höher; lernen Sie den Schatz von Liebe, den Gott in des Weibes Herz gelegt hat, erst besser würdigen.“

„Statt mir Schmerzen für Schmerzen zu geben, meine Undankbarkeit in gerechter Weise zu strafen, eilen Sie auf meinen Verzweiflungsschrei herbei, um mir als schirmender Engel zur Seite zu stehen, um mir die rettende

Hand zu reichen. Wird das Uebermaß Ihrer Güte mir nicht eine erdrückende Last, die größte aller Strafen sein?"

„Sprechen Sie nicht von Strafe; ich habe kein Recht, Sie zu strafen. Hören Sie auf, sich über unsere beiden Rollen zu täuschen; nehmen Sie meine Freundschaft an, wie ich die Ihrige annehme, und lassen Sie uns abreisen."

„Nun denn, so sei es, wir gehen," sprach sie entschlossen; „aber lassen Sie uns sogleich abreisen, denn Paris ist mir unerträglich geworden!"

Marianna sprach aufrichtig; ihre Rachegedanken waren, so unwahrscheinlich es auch nach der so eben erlittenen Mißhandlung klingen mag, verschwunden, oder doch wenigstens weit, weit in den Hintergrund getreten; statt derselben erfüllte sie ein jäher Schrecken, ein unaussprechlicher Ekel vor Philipp, vor Paris, vor der Welt, vor Allem außer Irenée, dem gegenüber sie sich selbst als eine Verworfene erschien. Sie liebte Irenée nicht; ein Wesen, wie Marianna, konnte nur einmal lieben, gleichviel, ob ihre Wahl auf einen Würdigen oder Unwürdigen gefallen war; aber sie verehrte Irenée, als dessen unfreiwillige Mörderin sie sich ansah, und ihr höchster, ihr einziger Wunsch war es, sich ihm ganz widmen, die wenigen Tage, die ihm noch zugezählt waren, durch ihre treueste, liebevollste Pflege versüßen zu können.

Indeß war sie jetzt durchaus keiner Thätigkeit fähig; sie überließ es Irenée, alle Anstalten zu ihrer beider Abreise zu treffen; aber sie wollte für die Welt als ge-

storben gelten, um durch nichts mehr an ihre Vergangenheit gefesselt zu sein. Es ward daher beschlossen, daß sie zuerst und insgeheim abreisen solle; Irenée sollte ihr erst einige Tage darauf nachfolgen. Zuvor hatten sie einen Plan verabredet, der dazu bestimmt war, das Gerücht ihres Selbstmordes zu verbreiten.

Die Komödie ward ausgeführt, wie wir am Schlusse des vorhergehenden Kapitels gesehen haben: ein Schiffspatron ward durch Geld gewonnen, und während Marianna's Tod in Marseille gerichtlich bestätigt ward, landete sie mit Irenée auf den hyèrischen Inseln.

Man kann nichts Hübscheres, Freundlicheres sehen, als die am Fuße eines immergrünenden Hügels gelegene Stadt Hyères; allein ihr Inneres entspricht keinesweges dem malerischen Aeußeren. Die Straßen sind todt und öde, die Plätze und Boulevards wie ausgestorben; die Stadt zeigt weder die Spuren einstigen Glanzes, wie Genua, noch die zierliche Koketterie von Nizza; man fühlt es deutlich, daß man diesmal in einer wirklichen Krankenstadt ist, in einer aus verschiedenen Himmelsgegenden hierher geflüchteten Gesellschaft von Hektischen, Milzsüchtigen und Gichtbrüchigen. Ein nach Süden gelegener, reinlicher, mit Sand bestreuter Platz hat den Namen Palmenplatz erhalten; in dessen Mitte erhebt sich eine Granitpyramide, die ihre Entstehung der Freigebigkeit eines reichgewordenen Schneiders verdankt. Dieser Platz ist der Hauptsammelpunkt der Fremden, so zu sagen die Krankenbörse.

Hyères war ganz die Stadt, wie Irenée und Marianna sie sich wünschten.

Wenige Nachbarn, die sie zu fürchten gehabt hätten, ja, nicht einmal Neugierige. Ein Mädchen und ein junger Bursche, die beide nur nothdürftig französisch sprachen, bildeten ihre ganze Dienerschaft.

In dieser Einsamkeit versuchte es Marianna, ihr vergangenes Leben von sich abzustreifen und ein neues zu beginnen. Die geheimen Kämpfe, die sie mit ihrem eigenen Herzen zu bestehen hatte, würden allein ein ganzes Drama des Heldenmuthes und der Demüthigung bilden; wir wollen sie in die wenigen Worte zusammenfassen: sie versuchte es, Irenée zu lieben. Um nicht undankbar zu sein, machte sie sich zur Heuchlerin. Irenée war rettungslos zum Tode verurtheilt und, wie wir schon gesagt haben, Marianna strebte danach, sein Ende durch eine Lüge zu versüßen.

Aber trotz alles festen Willens ging ihr doch oft der Muth aus.

Sie hatte ihren Kräften zu viel zugetraut, und ihre Kräfte ließen sie im Stiche.

Verzweiflungsvoll und wie erschöpft hielt sie mitten in ihrer Aufgabe inne; und es kam sogar ein Tag, wo sie heimlich die Zeit zu berechnen suchte, die noch bis zu dem Augenblicke ihrer Befreiung vergehen müsse.

Dieser Augenblick kam, schneller, aber auch anders, als sie ihn sich gedacht hatte.

Eines Tages lustwandelten Beide in dem Garten, der

an ihrem niedlichen Hause lag. Man überblickte von da aus das weite, herrliche Meer, mit dunklen Flecken und unzähligen weißen Pünktchen besäet; die dunklen Flecken waren Inseln, die weißen Pünktchen Segel.

Irenée war diesen Tag heiterer wie gewöhnlich; er fühlte, die Freude und das Glück wieder in sein Herz einkehren, und ein sanftes Lächeln schwebte auf seinen Lippen.

Schweigend blickten Beide einige Zeit auf das unermeßliche Meer hinaus, denn der Begriff des Unermeßlichen macht uns verstummen.

Plötzlich ergriff Irenée das Wort, wie Jemand, der sich schon längst im Stillen auf eine Rede vorbereitet hat:

„Liebe Freundin, glauben Sie, daß unser Doctor ein sehr ernster Mann sei?“

„So ernst,“ erwiderte Marianna, „daß ich ihn niemals ohne eine Art von Grausen bei uns eintreten sehe.“

„Demgemäß hielten Sie ihn auch nicht für fähig, zu lügen, um eine süße Täuschung bei einem Kranken hervorzurufen?“

„Nein, ganz gewiß nicht. Er ist mir im Gegentheil grausam in seiner übertriebenen, eiskalten Wahrheitsliebe erschienen. Wohl zehnmal hat er Ihnen in meiner Gegenwart ganz offen die lebhaftesten Besorgnisse zu erkennen gegeben, die Ihr Zustand ihm einflößte. — Aber warum richten Sie diese Fragen an mich, Irenée?“

Irenée blickte Marianna lächelnd an.

„Weil der Doctor mir so eben Hoffnung gegeben hat," sprach er dann.

„Hoffnung?" flüsterte Marianna.

„Er sagt mir, er habe jetzt gute Hoffnung, daß ich genesen, daß ich leben werde."

„Sollte das wahr sein?"

„Ja, Marianna, ja, ich werde leben. — Und wissen Sie, wem ich dieses Wunder, wenn es sich verwirklicht, zu verdanken haben werde?"

„Nun, diesem herrlichen Klima doch wohl?" stammelte sie.

„Nein!"

„Oder der Kunst des Arztes?"

„Allerdings wird er sich dies Verdienst zuschreiben, und wir wollen ihm auch gern diese Freude lassen."

„Irenée, Sie sind undankbar gegen ihn."

„Gewiß nicht, denn, heute kann ich es Ihnen sagen: ich habe niemals seine Verordnungen befolgt, nichts von alle den Mixturen und Tränkchen hinabgeschluckt, die er mir verschrieben hat."

„Welche Unvorsichtigkeit!"

„Sie sehen also daraus, daß er keinen Antheil an meiner Wiederherstellung hat."

„So war es Ihre gute Natur —"

„Nein, nein, Sie waren es, Marianna!"

Marianna machte eine ablehnende Geberde.

„Sie allein waren es," fuhr Irenée fort, „Ihre Gegenwart, Ihre liebevolle Pflege, Ihre treue Freundschaft — das waren die mächtigen Heilmittel!"

Marianna konnte nicht sprechen; sie versank in Nachdenken.

Er ergriff ihre Hand.

„Hören Sie mich denn nicht?" frug er.

„Doch, Irenée, doch; ich höre Sie."

„Ich werde leben! leben! mit Ihnen leben, hier! Ach, das ist mehr Glück, als ich mir je habe träumen lassen!"

Marianna blickte ihn schweigend an, und eine Thräne trat in ihre Augen.

Irenée hielt es für das Uebermaß der Freude.

Sobald sie aber allein war, drängten sich ihr folgende Betrachtungen auf:

„Irenée wird leben! Der Arzt hat es gesagt, und dieser Arzt giebt solche Hoffnung nicht, wenn es nicht seine feste Ueberzeugung ist. — Irenée wird leben, und ich bin es, die dieses Wunder bewirkt haben wird? — Ich meinte, durch eine Liebestäuschung seine Sterbestunde zu erhellen, und habe eine neue Morgenröthe des Lebens damit hervorgezaubert. Welch' ein furchtbares Verhängniß waltet über mir, und macht meine besten, reinsten Absichten zum Fluche für mich und Andere! — Er wird leben! — Aber ich, werde ich ferner noch mit ihm leben können? Habe ich die Täuschung seines edlen Herzens nicht bis zur äußersten Gränze getrieben, nicht Hoffnungen

in ihm erweckt, die niemals in Erfüllung gehen dürfen? Ich habe weder den Muth noch den Willen, ihn länger zu betrügen, ich darf nicht länger bei ihm bleiben."

Ihr Entschluß war augenblicklich gefaßt.

„Ja, ich werde ihn verlassen! — Ach, welch' ein fluchwürdiges Schicksal verfolgt mich! Leiden erdulden, oder Anderen Leiden bereiten, das war mein Loos seit meiner Kindheit. Wie theuer wird der arme Irenée das kurze Glück bezahlen müssen, das meine gut gemeinte Lüge ihm gewährt hat. Warum mußte ich ihm in den Weg geworfen werden? — Ich bin es, die ihn dem Leben zurückgegeben hat — und dies war das größte Unglück, das ihm begegnen konnte."

Sie neigte die Stirn, tief — bis zum Tode betrübt.

„Armer, armer Irenée!" flüsterte sie vor sich hin.

Und ihr Schmerz machte sich in einem heftigen Thränenstrome Luft.

„So lebe er denn, aber er lebe allein; möge er mich vergessen, wenn dies möglich ist. — Mein Ziel ist mir anderswo gesteckt!"

Marianna hatte die Hand mit einer Geberde ausgestreckt, wie sie den Eumeniden eigen gewesen sein muß. Ihr Finger schien irgend ein Opfer jenseits des Meeres den unsichtbaren Quälgeistern als Beute zu bezeichnen.

Mitten in der Nacht ward Irenée, dessen Schlummer so leise war, wie gewöhnlich bei Kranken, welche allzuviel der Ruhe genießen, durch ein leichtes Geräusch geweckt.

Er horchte lange.

Wäre er geneigt gewesen, an Gespensterspuk zu glauben, er würde gemeint haben, Marianna's Nachtpantöffelchen spazierten allein im Nebenzimmer umher.

Diese, mit größter Vorsicht gedämpften Tritte, verursachten ihm bald eine ganz eigene Beklommenheit.

Er stand leise auf — nicht um die Geheimnisse seiner Freundin auszuspähen, denn dazu fühlte er sich nicht mehr berechtigt, — sondern um die erfrischende Nachtluft zu genießen, denn die geringste peinliche Aufregung verursachte ihm erstickende Beklemmungen.

Halb angekleidet lehnte er sich auf das Geländer seines Balcons.

Die Nacht war still und sternenklar.

Das Haus, das er bewohnte, lag auf einer Terrasse, dicht unter dem alten Schlosse, das die Stadt beherrscht.

Die Lage war entzückend; zu seinen Füßen hatte Irenée mehr wie hunderttausend jener prachtvollen Orangenbäume, welche der Ruhm und der Stolz Hyères sind. Rechts zogen sich dichte Massen von Oliven und Pinien hin, und darüber hinaus breitete sich das im Wiederschein der Sterne flimmernde Meer aus.

Aber nicht diese entzückende Aussicht war es, welche seine Aufmerksamkeit in diesem Augenblicke fesselte; für ihn war sie jetzt gar nicht vorhanden.

Dicht unter dem Balcon hatte er Marianna's Gestalt in den Garten schlüpfen gesehen.

Dies Mal horchte er scharf hin.

Es war Marianna; sie unterhielt sich leise mit dem Mädchen, das Zofendienste bei ihr verrichtete.

„Hast Du gethan, was ich Dir aufgetragen?"

„Ja, Signora; mein Vater wird in zwei Stunden mit seinem Boote an der Landspitze, dicht unterhalb der Kirche sein."

„Gut. Hast Du mein Gepäck herunter geschafft?"

„Ja, Signora; Mario hat mir geholfen."

„Und — Er — hat doch nichts gehört? — Er hat doch nicht etwa Verdacht geschöpft?"

„Seien Sie unbesorgt, Signora; der Herr schläft ganz fest und ruhig; ich war vorhin an seiner Thüre, um zu horchen."

„Ich danke Dir. Hier ist die versprochene Belohnung."

„Ach, Signora sind gar zu gütig! — Ich werde jetzt an die Terrassenmauer gehen und auf das Boot warten."

„Thue das."

Während dieses kurzen Zwiegespräches war Irenée bleich geworden, bleicher noch als die Sterne, die am Himmel flimmerten.

Die Worte: Gepäck, Boot, hatten ihn urplötzlich über Alles aufgeklärt, wenn man nämlich sagen kann, daß der Blitz Jemand aufgeklärt, den er zu Boden geschmettert.

Marianna war allein geblieben; sie sprach heftig bewegt mit sich selbst. Irenée lauschte in athemloser Spannung; sein Herz drohte ihm die Brust zu sprengen.

„Nun denn, es muß sein!“ seufzte Marianna; „Irenée wird leben, ich darf nicht länger bei ihm weilen, nicht länger die Lüge fortsetzen. Meine Rolle als guter Engel ist zu Ende, und die als Racheengel beginnt wieder!“

Dann versank sie in tiefes Sinnen und blieb unbeweglich, finster, wie eine Statue der Nemesis, stehen.

Irenée war wieder in's Zimmer zurückgetaumelt; er mußte sich an die Wand lehnen und konnte kaum alle fünf Minuten einen Schritt thun, um bis zu einem Fauteuil zu gelangen, in den er kraftlos sank.

Vielleicht zwei Stunden weilte er so; furchtbare Gedanken zerrissen seine Seele, seine Thränen hatten brennende Furchen auf seinen Wangen zurückgelassen, zuweilen zitterte ein Lächeln auf seinen bleichen Lippen, ähnlich einem Irrlichtchen, das auf einem Grabe flackert.

Was Irenée während dieser zwei Stunden gelitten haben mag, das läßt sich nur denken — nicht beschreiben.

Als sich nach Verlauf von zwei Stunden nicht das Mindeste mehr hören ließ, glaubte Irenée nur von einem beängstigenden Traume geäfft worden zu sein.

Der Tag begann schon zu grauen, und mit ihm ergriff ihn auch die Wirklichkeit mit ihren eiskalten Armen. Von seinem Stuhle aus konnte er in den Garten hinabsehen. Er sah die Dienerin mehrmals geschäftig hin- und hergehen, sah Marianna, hörte deutlich ihre Stimme als sie ausrief:

„Laß uns eilen!“

Er wollte sie zurückrufen; aber der Himmel ersparte ihm diese letzte Demüthigung; der Schrei erstickte in seiner Kehle. Er wollte hinausstürzen auf den Balcon, aber seine Füße waren wie an dem Parket festgenagelt; er klammerte sich an einer Klingelschnur fest — aber im selben Augenblicke drängte ihm alles Blut nach dem Gehirn, und er brach leblos zusammen.

Mario, der junge Bursche, hörte das Reißen an der Klingelschnur und stürzte in Irenée's Zimmer.

Auf sein, weithin durch den Garten schallendes Hilfsgeschrei, blieb Marianna erschrocken stehen; dann kehrte sie rasch um und flog wieder in's Haus zurück, die Treppe hinan.

Sie fand Irenée am Boden ausgestreckt, besinnungslos, ein Papier in seiner krampfhaft geschlossenen Hand.

Es war sein Testament, in welchem er sein ganzes Vermögen Mariannen vermacht hatte.

III.

Es wird nunmehr hohe Zeit, einige Worte über diesen Geheimbund, oder richtiger gesagt, diese Freimaurerei der Frauen, so wie über den Zeitpunkt ihres Auftretens und ihrer Verbreitung in Frankreich zu sagen.

Zeiten des Kampfes und großer Gefahr haben stets in heldenmüthigen Seelen den Gedanken erzeugt, sich mit gleichen Seelen zu verbinden, um der rohen, thierischen Kraft, die Kraft der Intelligenz entgegenzustellen.

Dieser Gedanke eines vereinten, von der Intelligenz geleiteten Widerstandes, mußte ganz natürlich bei einem Geschlechte ein feststehender werden, dem die Gesetzgebungen aller Zeiten und aller Länder eine so abhängige und untergeordnete Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft angewiesen haben.

Zu allen Epochen der Geschichte sehen wir daher auch einen, sich bald durch List, bald in der Maske der Grazie und Lieblichkeit, oft aber sogar auch durch Grausamkeit kundgebenden, energischen Widerstand der Frauen, einen

Widerstand, der halsstarriger und hartnäckiger ist, als selbst jener der Sklaven im Alterthume oder der Leibeigenen im Mittelalter.

Die Sklaven sollten allerdings ihren Christus im Spartacus finden; die Jaques*) und Maillotins sollten ihr Jahr 1789 haben, in dem Kampfe der Frauen aber, diesem verzweiflungsvollen Kampfe, in dem noch kein Heiland erscheinen will, von dem sich noch kein Ende absehen läßt, mußten die Versuche sich immer und immer wieder erneuern. Arria, diese heldenmüthige Verschworene — Galswintha, dieses rührende Schlachtopfer des merovingischen Zeitalters — Irmengard, die Genossin des Frankenkaisers — Genoveva von Paris, Heloise, Johanna d'Arc, die Frauen von Beauvois, Charlotte Corday bilden eine Reihenfolge solcher aufopfernder Protestationen gegen ungerechte Einrichtungen; eben so repräsentiren Tullia, Fredegunde, Anna von England, Donna Olimpia, Christine von Schweden, Theroigne und Andere mehr den offenen Widerstand, die rächende, unbändige, blutige Protestation; eine Sappho endlich, die Sibyllen, Hypathia, die Nonne Roswitha, Christine von Pisa und Frau von Staël setzen dieselbe Protestation mit Hilfe ihres glänzenden Genies und ihrer intellectuellen Kraft fort.

Es hält nicht schwer zu gewissen Geschichtsperioden, unter dem gleichmachenden Einflusse gewisser Religionen, gewisser Civilisationen, in Griechenland, in Egypten,

*) Der arme Jakob, ein Bauernbund.

später in Gallien, die Spuren einer allgemeineren und entschiedeneren Thätigkeit zu verfolgen. Was war denn, zum Beispiel, jenes Königreich der Amazonen anderes, als eine bewundernswerth kühn und offen auftretende Freimaurerei der Frauen? Was waren denn jene thracischen Bacchantinnen, die jeden Sterblichen, der es wagte in ihre Mysterien eindringen zu wollen, in Stücke zerrissen? Und die Komödien des Aristophanes, behandeln sie nicht die Einmischung der athenischen Frauen in die öffentlichen Angelegenheiten? „Wir werden eine Gütergemeinschaft errichten,“ sagt Praxagora in den Rednerinnen, „und Alles wird Allen gehören: Brod, Gesalzenes, Ländereien, Reichthümer, Mobilien und Hausgeräth, Kuchen, Tuniken, Weine, Kronen und Früherbsen.“

Und noch später, sieht man nicht in der Sklaverei der Harems, in der schweigsamen Absperrung der Klöster, in der Einsamkeit der Feudalschlösser, mitten in einem Jahrhunderte einen Frauenkrieg, einen Mägdekrieg ausbrechen, eine urplötzliche Empörung, die offenbar eine Verbindung, einen geheimen Zusammenhang mit früheren derartigen Erscheinungen darthut? Es ist daher leicht, wenn man nur den Strom der Zeiten aufwärts verfolgen will, eine geheime, wohlbewahrte Tradition aufzufinden, die von Generation zu Generation fortgeerbt hat, zuweilen von einem Continente auf einen anderen übertragen ward, eine Fortpflanzung von Complotten, die zuweilen zu schlummern schienen, und die dann plötzlich

bei irgend einer günstigen Gelegenheit, oder durch einen vermehrten Druck der Sklaverei wachgerufen wurden.

Diese fortwährende, und sogar im Wachsthume begriffene Freimaurerei der Frauen zeigte sich besonders in Frankreich, und zwar zu einer, uns keineswegs schon so fern liegenden Epoche; sie war aus der Phantasie einer großen Dame gewappnet und geharnischt entsprungen, wie Minerva aus dem Haupte Jupiter's; und hat sich bis auf unsere Tage fortgeerbt.

Die Epoche der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. war, mehr wie je eine andere, eine Epoche der Uneinigkeit, der Spaltungen und des Individualismus. Jeder suchte damals an sich zu ziehen, was er konnte, und, bei dem Mangel einer legitimen und kräftigen Autorität, auch die Gewalt, die sich rings um ihn her zersplitterte, für seinen Vortheil zu benutzen. Von der anderen Seite empfand die, durch die langwierigen Kriege der Ligue erschöpfte Gesellschaft das Bedürfniß, sich wieder neu zu gestalten. Die durch den religiösen und politischen Antagonismus veruneinigten Familien suchten sich einander wieder zu nähern; auf allen Punkten Frankreich's, ganz vorzüglich aber in Paris sah man Gruppen sich bilden, Mittelpunkte von Vereinigungen, alle mehr oder weniger einflußreich, je nachdem sie einen höheren oder tieferen Rang auf der gesellschaftlichen Stufenleiter einnahmen.

Noch zu keiner Epoche war vielleicht der Einfluß der Frauen bedeutender gewesen; sie bestimmten die Richtung jener doppelten Bewegung, des verlöschenden Feudalismus

einerseits, und der zum constitutionellen Principe sich neigenden Monarchie. Es gab nicht eine Einzige dieser Gruppen, die nicht eine oder mehrere jener tapferen oder glänzenden Frauen an ihrer Spitze hatte, die sich, sei es durch ihren Muth, oder ihre Gewaltthätigkeit, ihre Schönheit, oder glänzenden Geist, oder offene Laster, oder endlich durch energische Tugenden einen Namen in der Geschichte gemacht haben.

Der damalige Geisteszustand der Gesellschaft, oder vielmehr der hervorragenden Intelligenzen trug wesentlich dazu bei, diese Herrschaft der Frauen noch mehr zu befestigen; die Fluth der spanischen Literatur hatte den verliebten Heroismus, die ritterliche Galanterie in Mode gebracht, und die Stücke Corneille's sowie die Romane la Fayette's sie in Frankreich acclimatisirt. Der unerhörte Erfolg der Asträa, ein Erfolg, den selbst die ernstesten Gesetzesmänner und Prälaten, ein Huet, ein Patru, au die höchste Spitze trieben, indem sie ihr Entzücken über diese Dichtung offen kund gaben — alles das verschwor sich gewissermaßen, die Frauen mit einem Nimbus zu umgeben, vor dem Jeder ohne Erröthen die Knie beugen konnte. Niemand schämte sich, die Worte Anbetung, Märtyrerthum, göttliche Reize, himmlische Augen, Beherrscherinnen der Welt bei jeder Gelegenheit im Munde zu führen. Das vor Liebe Sterben erschien nicht nur als natürlich, sondern auch gerecht. Die Männer, selbst die tapfersten Kriegshelden, liebten nicht mehr, sie wagten nur zu seufzen, zu

schmachten, anzubeten; Türenne schmachtete für die Herzogin von Longueville, Condé — der große Condé — seufzte nach der schönen Mademoiselle de Vigean, Nemours für Frau von Monbazon, Retz für Frau von Chevreuse, alle Welt für Mademoiselle de Rambouillet; und als Karl II., König von England, zu den Füßen der schönen Mademoiselle de Montpensier lag, erhielt er von ihr die echt römische Antwort:

„Gehen Sie hin und lassen Sie sich entweder das Haupt zerschmettern, oder die Krone wieder darauf setzen!“

Es war daher nicht zu verwundern, daß die Frauen ihre Rollen als Göttinnen, Feen, Weltbeherrscherinnen ernstlich nahmen und sich dieser Gewalt, die man ihnen anfänglich aus Galanterie nur figürlich zuerkannte, auch in Wirklichkeit zu versichern strebten. Da alle Männer, selbst die tapfersten, sich zu ihren Füßen schmiegten, mußten sie sich natürlich für die Ueberlegenern, für ihre Gebieterinnen halten. Die Herzogin von Longueville war, hinter einem Fenster verborgen, Augenzeuge des Zweikampfes auf Leben und Tod zwischen Guise und Coligny, und sah mit kaltem Blute zu, wie der Verfechter ihrer Schönheit und Tugend entwaffnet und tödtlich verwundet ward. Einige von ihnen, wie Mademoiselle de Vertus und Mademoiselle de Paulet erklärten laut und stolz, daß sie in der Liebe die Freiheit der ehelichen Sklaverei vorzögen. Ja, Mademoiselle von Frankreich selbst, die Enkelin Heinrichs VI. und die Nichte Ludwigs XIII. ging

noch weiter; sie erhob die Ehelosigkeit zu einem Principe, und entwarf ernstlich den Plan einer weiblichen Association ohne Liebe und ohne Ehe, eine Art umgekehrter Abtei von Tholmne, wo die Schmachtenden ohne Hoffnung schmachten sollten. Ihre Vertraute, Frau von Motteville, die bei dieser Gelegenheit ein Wenig die Rolle eines falschen Bruders spielte, hat uns einige Nachrichten über diesen Plan hinterlassen, die uns beweisen, wie ernstlich gemeint er war.

Die Colonie, natürlich aus Männern und Frauen bestehend, sollte auf irgend einem reizenden Punkte an den Ufern der Loire oder der Seine errichtet werden. Ein Kloster sollte in der Nachbarschaft gestiftet werden, um Werke christlicher Barmherzigkeit zu üben und die Geister auf der Höhe des religiösen Ascetenthums zu erhalten. Galanterie, selbst die allerzarteste, sollte gänzlich aus dem Verkehre mit Männern verbannt werden; der einzige Genuß, der ihnen verstattet sein sollte, war das Vergnügen der Unterhaltung.

„Was den Männern die Herrschaft über unser Geschlecht gegeben hat,“ sagte Mademoiselle, „das war einzig und allein die Ehe, und was uns den Namen des schwächeren Geschlechts verschafft hat, das war nur jene Abhängigkeit, in der sie uns gehalten, ganz gegen unseren Willen und aus Familienrücksichten, deren Opfer wir geworden sind. Befreien wir uns von dieser Sklaverei; es gebe einen Winkel auf dieser Erde, wo man sagen könne, daß die Frauen Herrinnen über sich selbst sind und daß

sie nicht alle diese Schwächen und Fehler besitzen, welche die Männer thöricht und eitel genug sind, ihnen andichten zu wollen. Zeichnen wir uns vor den kommenden Jahrhunderten durch eine Lebensweise aus, die die kommenden Jahrhunderte zwingt, uns zu achten und zu ehren!"

Welches war das reizende, von Mademoiselle bereits zur Verwirklichung ihres Projektes auserkorene, Plätzchen? Es ist wahrscheinlich, daß die Scheu vor dem Scandal, oder dem Lächerlichmachen sie abhielt, die kleine Colonie in's Leben treten zu lassen, vielleicht auch die Furcht vor dem Zorne der Königin, und daß sie sich schließlich mit einer stillen Zurückgezogenheit in den Schatten von Saint-Germain begnügte. Was aber die Constituirung einer solchen Gesellschaft betrifft, so kann sie wohl kaum in Zweifel gezogen werden, wenn man Mademoiselle dem Herzoge von Orleans mit einem ganz aus Hofdamen bestehenden Generalstabe zu Hilfe ziehen sieht.

Die zweite Fronde zeigt noch viel deutlicher die politische Existenz dieser Brüder- oder richtiger, Schwesterschaft; die zahlreichen, aus jener Zeit erhaltenen, Correspondenzen und Memoiren lassen durchaus darüber keinen Zweifel zu. Mademoiselle unterhandelte durch Abgesandte mit den Mächten ihres Geschlechtes; sie verabschiedete die Schwachen, wie Frau von Chevreuse und Frau von Chatillon; sie brach durch Vermittelung ihres weiblichen Ministers, der Frau von Choisy, ganz diplomatisch mit der Palatine, ihrer früheren Alliirten. In ihren berühmten Memoiren begegnen wir vielen Stellen, welche den Rausch

des Triumphes und der Freiheit athmen. Man fühlt deutlich die Begeisterung, die Ueberspannung, die sich ihrer bemeisterte, wie sie sich in ihren Thaten als Herr, als Mann, als Krieger bewährte, als sie die Thore der Stadt Orleans sprengte, mit dem Herzoge von Beaufort auf ganz gleichem Fuße unterhandelte; die kindische Freude, als sie jenen berühmten Kanonenschuß gegen das Thor Saint-Antoine abfeuerte, jenen Kanonenschuß, den Ludwig XIV. ihr niemals vergessen und vergeben konnte, denn er fühlte deutlich, daß es nicht nur seine Autorität war, welche diese Tochter der Orleans, dieser jüngeren, für die ältere zu allen Zeiten Besorgniß erregenden, Linie der Bourbons ihm hatte streitig machen wollen, sondern die Privilegien seiner Geburt und seines ganzen Geschlechtes. Hatte sie nicht in der That schon geträumt, König von Frankreich zu sein? Wenn die Fronde gesiegt, dann würde sie den Thron bestiegen, ihr Princip der Ehelosigkeit durchgeführt, und sich mit einem Hofstaate von Ministerinnen, Staatsräthinnen, Generalinnen und Gesandtinnen umgeben haben.

Welch' eine Zukunft hätte die Freimaurerei der Frauen dann haben können!

Die definitive Niederlage der Fronde vernichtete das verwegene Projekt, und verbannte den Plan Mademoiselle's in das Dunkel einer geheimen Gesellschaft.

Aber auch da gab es noch schöne Rollen zu spielen; einige muthige, edele, zwar besiegte, aber nicht unterjochte, Frauen leisteten sich im Geheimen gegenseitige Hilfe und

Unterstützung, und versuchten noch immer die Träume der stolzen Amazone zu verwirklichen.

Indeß die Macht der Ereignisse hatte bereits einen zu großen Einfluß auf die Formen dieser weiblichen Association; die Nothwendigkeit, in den Tagen der Gefahr Hilfe und Beistand unterhalb seiner Sphäre zu suchen, sich durch Ergebenheit, Gehorsam, erst wieder Vertrauen zu erobern, hatte in mehreren Fällen schon die Verletzung des Bundesgeheimnisses nach sich gezogen.

Mit einem Worte: man hatte sich in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, sich Frauen aus dem Volke beizugesellen.

Es geschah dies bei folgender Gelegenheit:

Schon im Beginne der Fronde hatte es Tage gegeben, wo die Massen des Volkes, auf die sich die Aristokratie in ihrem Kampfe gegen das Königthum stützen mußte, etwas besorgt über die weiteren Folgen dieses Kampfes wurden und Verdacht gegen die Anführer schöpften, daß diese sie nur im Interesse ihres persönlichen Ehrgeizes der späteren Rache des Königs preisgaben. Um dieses, nur zu wohl begründete, Mißtrauen zu beschwichtigen, begriffen die Frondeurs die Nothwendigkeit, Pfänder ihrer redlichen Absichten zu geben und sich enger mit diesem neuen, argwöhnischen, finsteren Elemente zu verbinden, das man wohl als Mitschuldigen annehmen wollte, das man aber noch nicht gewohnt war, in näheren Betracht zu ziehen, — mit dem Volke.

Frau von Longueville ward bei dieser Gelegenheit von

ihnen auserwählt, um dem vielköpfigen Ungeheuer Volk als Unterpfand der Treue und zur Tilgung jedes Verdachtes überliefert zu werden.

Diese Wahl war eine eben so glückliche wie geschickte, denn Frau von Longueville war eine der verführerischesten Frauen ihrer Zeit.

Im Augenblicke, wo der Unwille des Volkes endlich für eigene Rechnung in lautes Murren ausbrach — wie man es gewollt hatte — zog sich Frau von Longueville in ihr Hôtel in der Straße Saint-Thomas-du-Louvre, das der Centralpunkt und das Hôtel-de-ville des revolutionirten Paris geworden war, zurück, um sich von der, durch die letzten Jahre erzeugten, Müdigkeit zu erholen, welche Müdigkeit noch durch ihre, sich dem Ende nähernde Schwangerschaft vermehrt ward.

Seit dem Beginne der Belagerung war sie vor keiner Mühe und Beschwerde zurückgeschreckt, lebte, so zu sagen, auf der Straße, hielt täglich Truppenmusterungen und wohnte den Paraden der Bürgermilizen bei. Dies Benehmen, das ihr die Gunst des Volkes im hohen Grade erworben hatte, machte sie besser, wie irgend eine Andere für die Rolle geeignet, für die man sie auserkoren hatte.

Es ist hinlänglich bekannt, welches das Ende der berühmtesten Personen der Fronde, und namentlich der Frauen war, die in derselben eine Rolle gespielt hatten; es waren diese zugleich die ersten Mitglieder der Freimaurerei der Frauen in Frankreich.

Mademoiselle verbüßte ihre versessene Liebe zur Un-

abhängigkeit in einer schmählichen Mesallianz und durch die Geringschätzung eines frechen Emporkömmlings. Die Mehrzahl der anderen weiblichen Oberhäupter fand sich (die Einen nach längerer oder kürzerer Verbannung, die Anderen müde ihrer langweiligen Einsamkeit,) im gemeinschaftlichen Buß-Rendez-vous ein, und von diesen wiederum die Mehrsten im Kloster der Karmeliterinnen, in der Straße Saint-Jaques, wo der Hauch des Jansenismus doch wenigstens zuweilen ihre Oppositionsideen anwehete.

Nichtsdestoweniger waren aus den Erinnerungen eines, wenn auch nur vorübergehenden Triumphes, aus diesen gegenseitigen Prüfungen ihrer Kräfte wirkliche und dauerhafte Verbindungen hervorgegangen.

Ein Zeichen, ein Wort, ein Aufruf erlangte oft die erstaunenswerthesten Resultate, hatte die größten Aufopferungen zur Folge; man sah sich bei dieser oder jener Gelegenheit plötzlich und unvermuthet einem Gesicht gegenüber, daß man schon einmal durch den Pulverdampf, auf der Barrikade, auf der Flucht, in der Verbannung gesehen hatte; man fand die ganze Jugendkraft, die Hilfsmittel eines Credits wieder, den man längst erschöpft wähnte, und durch diesen Austausch gegenseitiger Dienstleistungen, in Folge dieses gegenseitigen, geheimen Verkehrs, dieser seltsamen Protektionen geschah es, daß die Freimaurerei der Frauen sich im siebzehnten Jahrhunderte zu constituiren begann.

Später erhielt sie eine immer festere Organisation; sie erhielt ihr Gesetzbuch, ihre Logen, ihre Titel, ihre

Ceremonien. Es war ganz natürlich, daß sie sich von der Freimaurerei der Männer die unentbehrlichen Traditionen der Prüfungen und Mysterien entlehnte. Aus dem Verlaufe dieser Erzählung wird man ferner auch sehen, in welcher Verbindung diese verschiedenen Logen unter einander standen.

Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts entfaltete sich die Freimaurerei der Frauen mit immer glänzenderem Erfolge und setzte sich immer fester; sie fand daraus, daß es neben der Polizei und der Gesellschaft Jesu wohl noch eine dritte, für jetzt vacante Stelle geben könne, und beschloß, sich derselben zu versichern. Sie organisirte ihre Beziehungen zu den obrigkeitlichen Behörden, der Finanzwelt, zum Theater, oder noch höher hinauf und noch tiefer hinab, je nachdem sich die Nützlichkeit zeigte, in bewundernswerther Weise.

Die Freimaurerei der Frauen war es, die dem Throne eine Maintenon, eine Pompadour, eine Dubarry gab; sie zählte in ihren Reihen eine Mademoiselle de Lespinasse, eine Sophie Arnould, eine Ritterin d'Eon, eine Mademoiselle Oliva. Eine ihrer Großmeisterinnen war die Frau des Grafen Cagliostro, und aus einem sehr merkwürdigen Pamphlet ersehen wir, daß die Sitzungen damals im Faubourg Saint-Honoré, in einem Hause der Rue-Verte stattfanden.

Unter der Revolution konnte die Freimaurerei der Frauen, obschon der Sturz und die Emigration des Adels sie ein wenig zerstreut hatte, in ihren Zusammenkünften

bei Catherine Theos — die merkwürdigerweise von Robespierre in keiner Weise belästigt wurden, — in den ausschließlich weiblichen, von Rosa Lacombe präsidirten Clubs, ja selbst auf den Galerien des Convents, wo die Hände mancher Strickerinnen zuweilen gewisse geheimnißvolle Zeichen austauschten, noch immer über ansehnliche Kräfte verfügen, bis auch sie endlich von der allgemeinen Fluth der Schreckensperiode mit hinweggespült ward.

Während des Kaiserreiches reconstituirte sie sich und erlangte neue Kräfte, denen Napoleon's menschenraubende Kriegszüge durch ganz Europa im Innern eine freiere Entfaltung verstattete. Noch jetzt leben einige, dem Verfasser wohlbekannte Frauen, die der Loge Karoline angehört haben, einer der wichtigsten und einflußreichsten jener Zeit.

Man wird daher nicht erstaunt sein, die Freimaurerei der Frauen sich sogar bis unter die, nichts weniger als legendenhafte, Regierung Ludwig Philipp's fortpflanzen zu sehen. Ihre Thätigkeit ward zwar ein wenig gelähmt, etwas abgemessener, allein sie hat keineswegs aufgehört. Der Geheimbund ist noch eben so lebensfähig, als er es vor anderthalb und vor zwei Jahrhunderten war, und es bedürfte nur einer passenden Gelegenheit, um ihn wieder eben so thätig und dominirend zu sehen, wie ehemals. Merkwürdige Anzeichen seiner geheimen aber mächtigen Wirksamkeit aus der jüngsten Vergangenheit und Gegen-

wart enthalten wir uns, hier auch nur andeutend zu erwähnen.

Genug, die Freimaurerei der Frauen begnügt sich einstweilen damit, ihre Macht innerhalb der Schranken des Privatlebens auszuüben, wo sie sich durch gar manche Erhebung und manchen Sturz, manchen Ruf und manches räthselhaft erworbene Vermögen kund giebt. Sie ist, wie ein geheimes Gewölbe unter der Gesellschaft, oder auch wie ein neuer Rath der Zehn, die Masken, die Bravos und die Bleidächer abgerechnet.

Man denke sich einen Rath der Zehn in Frauenhänden! Das könnte wohl Ursache zum Nachdenken geben.

IV.

Die Trauung.

Eine Menge Menschen drängte sich die große Treppe hinan, die zum prachtvollen Peristyl der Madelaine führt.

Statt einer Menge hätten wir vielleicht richtiger gesagt, die Menge, denn es war eine seltsame und zumal sehr heterogene Versammlung, welche an dem Tage die Stufen dieses eleganten Tempels von Paris bedeckte. Die Frauen, die, wie gewöhnlich, bei dergleichen Veranlassungen bei weitem in der Mehrzahl waren, gehörten allen Classen der Gesellschaft an, von der höchsten bis zur niedrigsten, von den Salons, den Comptoirs, den Werkstätten bis zu den Vorzimmern herab. Und doch war die Stunde nichts weniger als günstig für eine solche, aus allen Ständen zusammengewürfelte Zuschauermenge, denn es war gerade um die Mittagszeit.

Dieselbe Verschiedenheit, dieselben Contraste machten sich auch in der langen Wagenreihe bemerkbar, die einen

förmlichen Gürtel um das imposante Monument bildete. Da waren altaristokratische Staatscarossen aus dem vorigen Jahrhunderte, moderne Caleschen mit versilberten Axenbüchsen und Federn, deren ungeduldige Bespannung mit ihren Hufen dem Pflaster Funken entlockte, kokette, geschmackvoll lackirte Coupés, Cabriolets, die sich ihrer goldenen Mittelmäßigkeit erfreueten, ungeheure Fiacres, die allenfalls zwölf Linieninfanteristen fassen konnten, und endlich einige jener unbeschreibbaren, namenlosen, phantastischen Fuhrwerke, welche die Mitte zwischen einem Meubeltransportwagen, einer tänzelnden Tapisserie und einem humpelnden Kukkuk halten.

Welch' ein merkwürdiges Ereigniß konnte denn nur so viele, so entgegengesetzte Elemente in und um die Madelaine versammeln?

Man wird bemerkt haben, daß wir von der Madelaine, von einem Monumente, einem Tempel gesprochen haben, nicht von einer Kirche. Es ist uns in der That kaum möglich, uns das Evangelium unter diesem griechischen Fries zu denken, ebenso wenig, als wir die Genovevenkirche im Pantheon finden können. Wir verlangen an einer Kirche vor allen Dingen einen Thurm; ohne Thurm können wir uns nun einmal keine christliche Kirche vorstellen.

Sagen wir aber kurz, was es heute in der Madelaine gab: am Hochaltar fand so eben mit allem möglichen Pompe die feierliche Trauung von Mademoiselle d'Ingrande mit Herrn Philipp Beyle statt.

Es ist bereits erwähnt worden, daß die Gräfin absichtlich Paris verlassen hatte, um dieser Ceremonie nicht beiwohnen zu müssen.

Trotzdem war die Pariser Aristokratie in ansehnlicher Menge bei dieser Trauung vertreten. Das Schiff war gedrängt voll. Freilich muß man gleich sagen, daß es sich um eine musikalische Messe handelte, bei deren Aufführung eine große Zahl der berühmtesten Virtuosen mitwirken sollte; ein Ereigniß, das nie ermangelt, die Andächtigen und Nichtandächtigen in Masse herbeizulocken.

Ein aufmerksamer Beobachter würde mit Erstaunen die häufigen Blicke bemerkt haben, welche die Marquise von Pressigny in Augenblicken der Zerstreuung, wie sie während einer musikalischen Messe oft vorkommen, rechts und links durch die Zuschauermenge schweifen ließ, gewisse Zeichen des Einverständnisses, die sie da und dort mit Frauen wechselte, und oft sogar mit Frauen von augenscheinlich weniger als mittlerem Stande. Aber, wie gesagt, es hätte ein sehr aufmerksamer Beobachter sein müssen.

Wir aber, die wir Privilegien besitzen, auf welche ein gewöhnlicher Beobachter gar keine Ansprüche machen kann, wir wollen es dem Leser im Vertrauen sagen, daß die Freimaurerei der Frauen an diesem Tage einen großen Theil ihrer Mitglieder auf den Beinen hatte, und daß man von allen Seiten herzugeströmt war, um die gute Marquise von Pressigny in ihrer Nichte zu ehren.

Die Messe war von einer Länge, wie sie dem Range und dem Vermögen des Brautpaares angemessen war.

Von Zeit zu Zeit, wenn die Sänger und Instrumentalisten schwiegen, fing die Orgel an, in mächtigen Accorden durch den weiten Raum zu brausen.

Die Orgel ist vorzugsweise ein dem Gottesdienste geweihtes Instrument, dem kein anderes an erhebender und die Frömmigkeit fördernder Wirkung gleichkommen kann, und es ist nicht genug zu bedauern, daß man es in neuerer Zeit zu einem profanen Operninstrumente herabgewürdigt hat.

Und wer war wohl der Künstler, der es übernommen hatte, bei Gelegenheit von Herrn Philipp Beyle's Vermählung über die Köpfe der andächtig Betenden die Donner des Gerichts hinbrausen zu lassen, die Orgelpfeifen in Geschützbatterien zu verwandeln, und sie dann wieder in einem kindischen und lächerlichen Gegensatze, die näselnden Töne eines bretagnischen Leierkastens, hervorbringen zu lassen? Möglich, daß es ein Künstler von großem Talente, zuverlässig aber, daß es ein sehr mittelmäßiger Christ war.

Nach einer letzten Notensalve, die das ganze ungeheure Gewölbe der Madelaine erschütterte, beliebte es ihm endlich, das Instrument verstummen zu lassen. Er mußte in Schweiß gebadet sein. Die Wirkung, welche er übrigens hervorgebracht hatte, war ein ziemlich allgemeines Gefühl des Entsetzens.

Nachdem aber wieder einige Secunden Stille ein-

getreten, wendeten sich die Herzen der Anwesenden auch wieder den religiösen Gefühlen zu.

Philipp Beyle trug sein Glück in edler Weise, das heißt, schlicht und bescheiden zur Schau. Er fühlte sich in seiner Liebe zu Amelie gleichsam gereinigt von den Schlacken seines früheren Lebens, zu einem höheren Dasein erhoben; er fühlte sich wahrhaft auf der Höhe seiner neuen Lage, und stark genug, alle Pflichten zu erfüllen, die sie ihm auferlegte. Wir wollen keineswegs sagen, daß er ein ganz neuer Mensch geworden war, aber zuverlässig ein besserer, ein Mann, wie es längst schon sein Bestreben gewesen war, es zu sein, und wie der Drang der Ereignisse es zu werden, ihm bisher nicht verstattet hatte.

An seiner ganzen Haltung, an der Heiterkeit seiner Stirn, errieth man, daß Philipp fest entschlossen war, von dieser feierlichen Stunde an, die seine erste, wahrhafte Liebe weihete, ein ganz neues Leben zu beginnen; man sah es ihm an, daß er nicht einmal einen Groll gegen die Vergangenheit mehr in seinem Busen bewahrte; er hatte es vergessen wollen, gänzlich, für immer vergessen, und in dieser schönen Stunde war ihm dies auch wirklich gelungen.

Die Messe neigte sich ihrem Ende zu.

Der letzte Musiksatz sollte beginnen und der Priester war im Begriff, von den Stufen des Altars herunterzusteigen.

Schon machte sich unter der Versammlung jene eigen-

thümliche Bewegung, jene Unruhe bemerkbar, die sowohl in der Kirche wie im Theater dem Schlusse kurz vorangeht und, einer alten Gewohnheit folgend, wendeten sich Aller Blicke nach der Orgel. Den Schluß solcher feierlichen Trauungsmusiken bildet in der Regel ein glänzendes Musikstück, eine Art von Triumphmarsch, der die Neuvermählten vom Altare nach der Sakristei geleitet, und in welchem der Orgelspieler seine ganze Kunstfertigkeit zu entfalten pflegt. Nachdem, was schon vorhergegangen war, erwartete man, nun Wunderdinge zu hören.

Allein statt dieser üblichen Schlußsymphonie mischte sich plötzlich eine Stimme in die Accorde der Orgel, eine volle mächtige Stimme, die den bekannten Todtengesang anhob:

Dies irae, dies illa,
Solvet saeculum in favilla,
Teste David cum Sibylla!

„Tag des Zornes, Tag der Rache, der das Weltall in Asche verwandeln wird, wie David und Sibylla es bezeugen!“

Eine allgemeine Sensation des Schreckens bemächtigte sich der Versammlung; man sah sich einander fragend und verwundert an.

Die Stimme war übrigens prachtvoll; eine glockenhelle, starke Mezzosopranstimme.

Und als ob die Sängerin diesen Augenblick des allgemeinen Erstaunens hätte benutzen wollen, fuhr sie noch stärker, noch schwungvoller fort:

Quantus tremor est futurus,
Quando judex est venturus,
Cuncta stricte discussurus!

„Welcher Schrecken wird die Menschen ergreifen, wenn der Richter erscheinen wird, um ihre Thaten streng abzuwägen.“

Dieser Gesang, den man nur bei Trauergottesdiensten anzustimmen pflegt, besonders aber dieser meisterhafte, ergreifende Vortrag desselben, erfüllte, wie gesagt, erst alle Zuhörer einige Minuten lang mit Grausen, das sich nun endlich in allgemeine Verwirrung und Bewegung auflöſ'te.

Ganz besonders aber hatte dieser Gesang auf Philipp Beyle einen schreckhaften Eindruck hervorgebracht.

Gleich bei den ersten Tönen hatte er sich aufhorchend emporgerichtet; dann überflog Todesbläſſe sein Angesicht und er mußte sich an das Betpult halten, um nicht umzusinken.

Er hatte Marianna's Stimme erkannt! —

Philipp neigte sein Haupt, und zum ersten Male in seinem Leben empfand er Furcht. Es war die rächende Vergangenheit, die vor seine Seele trat, um sich ihrer Beute zu bemächtigen.

Amelie, die den Blick auf ihn gerichtet hatte, fühlte sich von seinem Schrecken mit ergriffen; eine finstere Wolke trat vor die Sonne ihres Glückes, tausend Vermuthungen erwachten in ihrem unschuldigen Herzen.

Endlich erweckte die Einladung des Ceremonienmeisters,

sich zur Unterzeichnung der Trauungsakte in die Sakristei zu verfügen, Philipp Beyle aus der Erstarrung, in die er versunken war. Dieser mußte aber zweimal die Aufforderung wiederholen, bevor Philipp, in dessen Ohren immer noch dieses furchtbare: cuncta stricte discussurus! forttönte, ihn vollkommen verstanden hatte.

Kaum aber waren Philipp Beyle und Amelie, mit ihrem zahlreichen Gefolge von Verwandten und Freunden verschwunden, als eine Gruppe von Frauen, die sich mit den Blicken überzählt hatten und die eine und dieselbe Absicht an dem Hauptportale zusammengeführt zu haben schien, sich schnell die Treppe hinanstürzte, die zur Orgel führt.

Sie hatten in diesem seltsamen Zwischenfalle recht gut eine unheilvolle Absicht erkannt: der düstere Gesang hatte die Neuvermählten wie ein Schicksalsfluch begrüßen und durch ihre Ehe begleiten sollen; sie wollten nun Diejenige kennen, welche rachsüchtig und verwegen genug gewesen war, um im Tempel Gottes selbst diesen Fluch auf das junge Paar herabzuschleudern.

Hastig drängten sich die Frauen dem Chore zu.

Aber im Augenblicke, wo sie dasselbe erreichten, trat ihnen eine hohe, verschleierte Frauengestalt entgegen.

Sie blieb ganz ruhig stehen.

Das mußte unfehlbar die Störerin der heiligen Handlung sein.

Man wollte sie zur Rede setzen, sie mit Vorwürfen überhäufen.

Aber es bedurfte nur eines einzigen Wortes, nur eines kaum bemerkbaren Zeichens von ihr, und augenblicklich traten die anderen Frauen betroffen zur Seite und ließen sie ruhig ihres Weges gehen.

— — — — — — — — — — —

Noch ganz ergriffen von dem peinlichen Eindrucke dieser sonderbaren Kirchenscene, befand sich die Marquise von Pressigny am anderen Morgen allein in ihrem Zimmer, als man ihr einen Brief überbrachte.

Er war aus der kleinen Stadt Epernay datirt.

Sein Inhalt war nur sehr kurz:

„Eilen Sie herbei, Madame, um das Testament einer „Sterbenden in Empfang zu nehmen."

Diese zwei Zeilen waren unterschrieben: Caroline Baliveau.

Wer war denn diese Caroline Baliveau?

Wohl nur eine Frau bürgerlichen Ranges, vielleicht gar nur den niederen Ständen angehörend?

Gleichviel, sie war eine Schwester des geheimen weiblichen Bundes, in welchem der Rang nicht nach Ahnen abgemessen wird.

Einer so dringenden Einladung Folge zu leisten, durfte die Marquise sich nicht weigern.

Es handelte sich darum, ein Testament in-Empfang zu nehmen, denn in der Freimaurerei der Frauen galten andere Gesetze der Erblichkeit, wie im öffentlichen Leben: jede Schwester hatte das Recht Diejenige zu bezeichnen,

der sie ihre geheimnißvolle Verlassenschaft zugesprochen haben wollte.

Die Marquise ließ noch für denselben Abend Postpferde bestellen.

Kaum hatte sie diesen Befehl gegeben, als man ihr meldete, daß eine fremde Dame sie zu sprechen wünsche.

Statt des sonst üblichen Namens, enthielt die Visitenkarte nichts als einen Stempel.

Die Marquise erhob sich, um die in Trauer gekleidete Dame zu begrüßen.

Sie prallte aber erschrocken zurück, als diese den Schleier hob.

„Sehe ich recht, oder täuschen mich meine Sinne?" rief sie.

„Nein, Frau Marquise, es ist keine Täuschung," erwiederte die Besucherin; „ich bin wirklich die Marianna, oder, wenn Sie es lieber hören, Marianne Rupert."

„Sie selbst!" murmelte die Marquise, erstaunt die Hände faltend.

„Setzt Sie mein Erscheinen denn in so gewaltige Verwunderung, Frau Marquise?"

„Aber wissen Sie selbst denn nicht, daß man sie schon längst für todt hält?"

„Wirklich?" erwiederte Marianna mit spöttischem Lächeln. „Nun, so hat man sich mit diesem Glauben ein Wenig übereilt."

„Aber ich selbst hielt Ihren Tod für gewiß!" sprach die Marquise, die ein kleiner Frostschauer überlief.

„Wirklich?“

„In Marseille, wohin ich geschrieben hatte, erzählte man sich Ihren Selbstmord mit allen Einzelheiten auf das Genaueste.“

„So, so; Sie hatten also geschrieben?“

„Eine Person unserer Schwesterschaft hat mir Alles das als zuverlässig mitgetheilt, und sonach konnte ich nicht daran zweifeln, zumal diese Nachricht später durch die Journale bestätigt ward.“

„Ja, ja, ich habe es selbst gelesen,“ sagte Marianna kaltblütig.

„Sie aber, Madame, die Sie mich zu tadeln scheinen, daß ich dieser Trauercomödie allzuschnell Glauben beigemessen, was war denn Ihr Zweck und Ziel bei derselben?“

„Mein Ziel?“ versetzte Marianna seufzend; „ach! es war ein unerreichbares! — Ich hatte beschlossen, mich ganz Irenée's Pflege zu widmen, nur noch für ihn zu leben.“

„Irenée?“ rief die Marquise mit trüber Ahnung.

„Er ist es, um den ich Trauer trage.“

„Wehe, wehe! Unglück und Trauer, wohin ich meine Blicke wende! — Sie sind eine verhängnißvolle Botin, Madame!“

„Meine Botschaft ist leider keine Täuschung: er ist wirklich todt!“ sprach Marianna, ohne auf die Marquise zu hören und wie von schmerzlicher Erinnerung ergriffen. „Armer junger Mann!“

„Seine Leiden waren furchtbar, sein Todeskampf herzzerreißend; er ist gestorben wie er gelebt hat: als Märtyrer. — Aber sein Blut schreit um Rache!" setzte sie nach einer kleinen Pause, sich hoch emporrichtend, wie eine Bildsäule der Nemesis, hinzu.

„Rache?" wiederholte die Marquise, einen angstvollen Blick auf Marianna richtend.

„Ja, Madame, Rache!" fuhr diese fort; „sie ist das einzige Gefühl, das noch in mir vorherrscht, das mich noch antreibt. Ich hatte mich selbst getäuscht, als ich glaubte, Irenée mein Leben als ein Sühnopfer weihen zu können; Gott wollte dieses Opfer nicht als würdig anerkennen. So soll mein Leben fortan denn der Rache geweiht sein; und ich komme zu Ihnen, um mich dieser Pflicht ganz hinzugeben."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Lassen wir alle Umschweife bei Seite, Frau Marquise; — Sie wissen, weshalb ich gekommen bin, und ganz besonders, wegen wem ich gekommen bin."

Die Marquise wagte nicht zu antworten.

„Es mögen jetzt etwa dritthalb Jahre her sein," fuhr Marianna fort, „als der Bund auf meine Beschwerdeführung gegen Philipp Beyle, und in Folge feierlicher Beschlußfassung, dessen Schicksal unwiderruflich in meine Hände legte."

„Das ist wahr."

„Sie wissen, welche Kraft solche Beschlußfassung hat,

und daß selbst Sie, unsere Meisterin, sich derselben unterwerfen müssen."

„Ich weiß es," sprach die Marquise kaum hörbar.

„Als ich daher nach Paris zurückkam, erwartete ich ihn unter der Wucht dieses Urtheilsspruches zermalmt, vernichtet zu sehen. Ich bereitete mich schon vor, Einspruch zu thun, nicht um seine Begnadigung zu fordern, sondern um seine Strafe noch langsamer vollziehen zu lassen. Ich komme an: ich sehe ihn glücklich, überhäuft mit Glanz und Ehre, trunken von Stolz. Wer hat sein Schicksal umgewandelt? Wer hat den Urtheilsspruch des Bundes unvollzogen gelassen? — Sie!"

Wiederum verstummte die Marquise.

„Und wissen Sie was unsere Gesetze über eine solche Willkühr für eine Strafe verhängen?" fuhr Marianna streng fort.

„Meine Entschuldigung liegt in meinem Glauben an die Wahrheit jenes von Ihnen selbst verbreiteten Gerüchts," erwiderte die Marquise etwas gefaßter. „In unseren Statuten heißt es: Der Tod einer Schwester setzt jedem von ihr, oder wegen ihr unternommenen Werke ein Ziel, wenn nicht deren Erbin in der Freimaurerei auf dessen Fortführung besteht."

„Das weiß ich; allein ich bin nicht todt," sagte Marianna kalt.

„Warum haben Sie mir nicht einen geheimen Wink zukommen lassen, der mich davor sicherte, daß ich in einen solchen Irrthum verfiel?"

Marianna blickte die Marquise einige Zeit schweigend an.

„Wer weiß?" sprach sie dann. „Vielleicht lag mir daran, zu wissen, welchen Antheil Ihre Klugheit und Vorsicht an der Leitung unserer Angelegenheiten hatte."

„Sie erlauben sich, an meiner Wahrheitsliebe zu zweifeln?" rief die Marquise, ihr Haupt stolz erhebend.

„Ich erlaube mir nur, zu denken, daß Sie Sich etwas zu sehr beeilt haben, meine Rechte und Ansprüche zu vergessen, um nur an die Liebe Ihrer Nichte, der Mademoiselle d'Ingrande zu denken."

„Ob ich mich damit beeilt habe oder nicht, Amelie ist jetzt einmal Philipp Beyle's Gattin."

„Das ist ein Unglück für sie," sagte Marianna ruhig.

„Himmel!" rief die Marquise erschreckend.

„Madame, Sie sind Großmeisterin unseres Ordens; Sie haben geschworen unserem Interesse nicht nur Ihre Existenz, Ihre Reichthümer, sondern auch alle Ihre Familienbande zum Opfer zu bringen."

Marianna hatte diese Worte eben so gelassen, wie fest gesprochen.

Die Marquise fühlte, daß es sich hier um einen Kampf mit einer jener unerbittlichen, felsenharten Naturen handelte. Ein Grausen befiel sie.

„Aber was in aller Welt wollen Sie denn nun?" fragte sie.

„Ich will nichts, als wieder in meine alten Rechte auf Herrn Philipp Beyle eingesetzt werden."

„Trotz der Verbindung, die ihn jetzt zu einem Gliede meiner Familie gemacht hat?“

„Trotz alle Dem!“

Die Marquise ließ den Kopf wieder sinken.

„Auf meine gerechte Beschwerde hin, hat ihn der Orden verurtheilt,“ fuhr Marianna fort.

„Ich entsinne mich dessen sehr wohl; und entsinne mich, daß ich vergeblich meine Stimme als Großmeisterin erhob, um gegen dies grausame Urtheil Einspruch zu thun. Sie trugen in der Generalversammlung den Sieg davon. War es ein Vorgefühl Dessen, was kommen würde, was mich antrieb, mich gegen einen Urtheilsspruch aufzulehnen, der mir als ein offener Akt des Despotismus erschien? Ich weiß es nicht. Jedenfalls aber dachte ich damals, was ich noch jetzt denke, das heißt: daß der Zweck unseres Bundes mehr ein gegenseitiger Schutz, als Strafe und Rache sein soll.“

„Indem man die Unterdrücker straft, schützt man eben die Unterdrückten.“

„Herr Beyle's Vergehungen gegen Sie, waren nur die eines Liebhabers, nicht die eines Gemahls.“

Marianna's Augen flammten auf.

„Nur die eines Liebhabers?“ rief sie mit bitterer Ironie.

„Ja, Madame, nur die eines Liebhabers, in der That, und was will das sagen? Er hat mich gemartert und gepeinigt; er hat sich gewaltsam in mein Leben eingedrängt, um es zu zerstören, hat er mein Herz durch alle denkbaren

Künste erobert, um es dann unbarmherzig mit Füßen zu treten! — Nur als Liebhaber hat er sich an mir vergangen! — Muß ich Sie daran erinnern, daß unser Bund eben so gut das Gefühl, wie die materiellen Interessen seiner Schwestern zu schützen und zu wahren hat? Wodurch leben wir, wir Frauen, wenn nicht durch unser Herz; und wenn man es uns aus der Brust gerissen, zerfleischt, mit Füßen getreten hat, können Sie vielleicht noch ein größeres Vergehen ausfindig machen? — Ich bezweifle es."

„Madame —"

„Und wenn meine Beschwerden schon damals gerecht waren, so sind sie es seitdem noch um Vieles mehr geworden, und ich wiederhole es Ihnen: der Mann gehört mir!"

Nachdem die Marquise vergeblich versucht hatte, ihrer Gegnerin das Terrain Zoll für Zoll streitig zu machen, glaubte sie eine andere Taktik befolgen zu müssen.

„So sei es denn," sprach sie; „aber indem Ihre Rache diesen Menschen trifft, trifft sie nicht zugleich auch Amelie, ein unschuldiges Wesen, das sie doch unmöglich hassen können!"

Marianna zuckte zusammen.

„Die mir sogar das Leben gerettet hat," sprach sie; „nicht wahr, das ist es, was Sie sagen wollen? — O, ich habe es nicht vergessen! Eines Tages, als ich in das Bassin von Arcachon gefallen war, that das kaum vierzehnjährige Mädchen, das halbe Kind mehr für mich, als

Philipp, der mich begleitete, zeigte mehr Heldenmuth wie die elenden Fischer. Amelie hat mich allerdings dem Tode entrissen; hat sie mir aber damit einen Dienst geleistet? Bin ich ihr in der That dafür Dank schuldig? Ich weiß es nicht. Und dennoch, ich wäre ein Ungeheuer, wenn meinem Gedächtnisse die Erinnerung an das, was sie für mich gethan hat, ganz entschwunden wäre."

„Nun denn, also —?"

„Nun denn, Madame, ich bedauere Ihre Nichte, aber diese Erinnerung wird mich um so weniger abhalten, mein Ziel festen Schrittes zu verfolgen. Eben weil ich ihr Dankbarkeit schuldig bin, werde ich ohne Erbarmen gegen ihn sein. Ich erkläre Ihnen, Madame, die Verbindung dieses Engels mit diesem Dämon, ist eine Verirrung, eine Unthat. Ich kenne ihn, wie ihn noch kein Wesen auf dieser Erde kennt: Alles was sie Edles und Reines in ihrer Seele hat, wird er in seine Pestatmosphäre herabziehen, alle ihre schönsten Illusionen als Mädchen und als Gattin herabwürdigen, mit Füßen treten. Dieser Mann glaubt nicht an die Liebe; höchstens glaubt er, daß die Frauen nur dazu da sind, um seiner Eitelkeit zu schmeicheln, oder seinem Ehrgeize zu dienen. Und so, Madame, werde ich Amelie Dienst für Dienst leisten: ich werde sie von diesem Menschen befreien."

„Was sagen Sie!" rief die Marquise außer sich.

„Die Wahrheit!".

„Das ist nicht möglich, das kann nicht sein! Sie werden das nicht thun, Sie sind solcher Grausamkeit nicht fähig."

„Sie sollen es sehen."

„Und ich sage Ihnen, Sie werden es nicht thun!"

„Warum nicht?"

„Ich widersetze mich Ihnen, ich werde meine ganze Macht, meine Vorrechte aufbieten!"

Marianna ließ sich nicht aus ihrem Gleichmuthe bringen.

„In unseren Statuten steht geschrieben, daß die Rache sich nicht auf den Gemahl, oder die Kinder einer Freimaurerin erstrecken sollen. Philipp ist weder der Gemahl einer Freimaurerin, noch ist Amelie Ihr Kind."

„Sie haben Recht, ich erkenne es," sprach die Marquise, gänzlich niedergeschlagen.

„Also!"

„Aber aus Erbarmen: Vergebung!"

„Erbarmen? Vergebung?" wiederholte Marianna verwundert, wie Jemand, der zum ersten Male eine ganz fremde Sprache hört.

„Ich bitte, ich beschwöre Sie! Haben Sie Mitleid!"

„Meine letzte Regung von Mitleid und menschlichem Erbarmen liegt unter Irenée's Grabsteine versenkt."

Marianna wendete sich zum Gehen.

„Nur noch ein einziges Wort!" rief die Marquise in höchster Verzweiflung.

„Ich habe Alles gesagt, was ich zu sagen hatte, Madame; Sie können mich jetzt wenigstens nicht der Hinterlist beschuldigen."

„So sind Sie denn entschlossen, Philipp Beyle bis jenseit des Grabes noch zu verfolgen?"

Marianna antwortete nicht; aber ein düsteres Lächeln zuckte um ihre Lippen.

„Leben Sie wohl, Frau Marquise," sprach sie, mit einer tiefen Verbeugung und verließ das Zimmer.

Die Marquise sank wie vernichtet in den Fauteuil zurück.

Lange Zeit blieb sie in tiefem Nachsinnen.

„Es giebt nur Ein Mittel, Philipp zu retten," dachte sie, „und dazu muß Amelie Freimaurerin sein. Wie aber soll sie das werden —"

In diesem Augenblicke fielen ihre Blicke auf den vor ihr liegenden, und mit „Caroline Baliveau" unterzeichneten, Brief.

„Noch eine Hoffnung habe ich!" rief sie, sich emporrichtend.

V.

Ein Haus in der Provinz.

Die Familie Baliveau bewohnte ein Haus auf dem Jard.

Der Jard ist die Hauptpromenade von Epernay; ein langer, mit Bäumen besetzter Platz, an dessen Ende sich ein kleines rundes Steinparapet befindet, oder das, was man in anderen französischen Städten die Maillebahn nennt.

Etienne Baliveau, ein bescheidener Weinhändler von etwa fünfzig Jahren, war einer jener ächten Sklaven kaufmännischen Ehrgefühls, die zum guten Glücke in Frankreich noch nicht so ganz traditionell geworden sind. An dem Tage, wo er seine Unterschrift der Schmach eines Protestes preisgegeben gesehen hätte, würde er sich zuverläßlich als ein bescheidener Comptoir-Cato das Federmesser in's Herz gebohrt haben.

Ewig in seine Bücher vercasemattirt, hatte er bei glücklichen Bilancen niemals das kleinste Zeichen von

Befriedigung auf seinem Gesicht blicken lassen, aber auch eben so wenig Besorgnisse oder Unruhe, wenn er einen Verlust erlitten hatte. Seine Frau hatte sich fünfundzwanzig Jahre lang vergeblich bemüht, durch Zärtlichkeit oder mit Hilfe von List einen Einblick in die Geheimnisse seiner kaufmännischen Lage zu erlangen.

Herr Baliveau betete seine Frau an; so oft sie es aber wagte, eine Frage über seine geschäftlichen Angelegenheiten an ihn zu richten, antwortete er jedesmal eben so artig wie fest:

„Mein liebes Kind, mache Dir deshalb keine Sorgen."

Es würde zu weit führen, wollten wir alle die kleinen Ränke und Listen erzählen, zu denen sie ihre Zuflucht nahm, um nur einige, höchst unvollständige Einblicke in die Lage der Dinge zu erlangen. Sie lernte die Buchführung, nur um sich zwei- oder dreimal des Jahres heimlich in's Comptoir schleichen und einen flüchtigen Blick auf die langen Zahlenreihen werfen zu können.

Dieser schweigsame, verschlossene Charakter Etienne Baliveau's, betrübte seine arme Frau, als sie selbst ihm schon seit lange ein wichtiges Geheimniß verheimlichte: in Folge einer unglücklichen Schwangerschaft war sie mit epileptischen Zufällen behaftet geblieben und hatte es durch die furchtbarste Anstrengung dahin gebracht, nur in größter Stille die Anfälle dieses entsetzlichen Uebels zu überwinden. Denn sie wußte nur zu gut, daß diese Krankheit eine von jenen war, welche eine ganze Familie, zumal in kleinen Provinzstädten, ihrer vermeintlichen Erblichkeit

wegen, brandmarken und ihre Kinder zum Cölibat verurtheilen — wenn sie nicht etwa ein großes Vermögen besitzen.

Madame Baliveau hatte aber eine Tochter von zwanzig Jahren, die sie gern zu verheirathen wünschte.

Und darum bezwang sich die bürgerliche Herrin, ihre heftigsten physischen Leiden selbst vor ihrem Manne und ihrer eigenen Tochter zu verheimlichen.

Nur eine einzige Person besaß ihr volles Vertrauen, und das war Katharine, ihre alte Magd, ein Erbstück noch aus ihrem väterlichen Hause. Aber um keinen Preis der Welt, würde Katharine dieses Vertrauen auch getäuscht haben; sie wußte ihre Herrin zu beschützen und sogar die Gelegenheiten selbst herbeizuführen, daß sie sich in ihr Zimmer zurückziehen konnte, wenn sie die Annährung ihres fürchterlichen Uebels fühlte, — denn in gewissen Fällen und unter gewissen Verhältnissen ist es nicht unmöglich, es schon vorher zu merken. Katharine war es dann, die um das Schlafzimmer sorgsame Wache hielt, während die arme Madame Baliveau in demselben die entsetzlichsten Krämpfe ausstand.

Sei es nun durch ein Wunder der Vorsehung, einen glücklichen Zufall, unerhörte Vorsicht, Festigkeit des Willens, oder durch die Allgewalt der mütterlichen Liebe, genug, es war dem muthigen Weibe bis dahin gelungen, ihre Krankheit vor aller Welt Blicken zu verbergen. Seit der Geburt ihrer Tochter, die unter den schrecklichsten Leiden stattgefunden hatte, bewohnte sie ein, von dem ihres

Mannes abgelegenes Schlafzimmer, und selbst dieses hatte sie aus übergroßer Vorsicht auf dem Fußboden wie an den Wänden mit dicken Teppichen und Matratzen ausschlagen lassen, um ihr Schreien zu ersticken und sich bei'm Fallen vor Verletzungen zu schützen.

Sie ging äußerst wenig aus, weil irgend ein zufälliger Schrecken, eine Aufregung, die geringfügigste Kleinigkeit, ihr das Uebel auf der Straße zuziehen konnte. Sie ging weder in Gesellschaft, noch an öffentliche Orte, ja nicht einmal in die Kirche; ihre Andacht verrichtete sie in ihrem Zimmer.

Diese seltsame Clausur, die ihr Mann im Anfange vergeblich zu bekämpfen versucht hatte, und die sie stets durch eine unüberwindliche Apathie zu rechtfertigen suchte, diese seltsame Clausur ward die Ursache einer allmählichen Wohlbeleibtheit, die ihr übrigens recht wohl stand und zugleich vortrefflich dazu diente, jedem Verdachte der guten Bürger von Epernay vorzubeugen.

Madame Baliveau war einst schön gewesen, ja man konnte sie noch eine stattliche Frau nennen; aber dennoch vermochte sie nicht einen Wiederschein ihrer fortwährenden Traurigkeit von ihrem Antlitz zu verbannen; diese Traurigkeit war im Verlaufe der Zeit ansteckend geworden und hatte sich endlich über alle Mitbewohner des Hauses, ja sogar über das Häuschen selbst verbreitet.

Man pflegte daher in Epernay als Antiphrase zu sagen: „Lustig wie die Baliveau's auf dem Jard."

Eines Tages führte der Zufall Madame Baliveau zu

einer Entdeckung, die ihrer Aufopferung einen furchtbaren Streich versetzte.

Sie hatte im Comptoir ihres Mannes, das sie seit einiger Zeit öfter besuchte, bei'm Herumstöbern in einem Schreibepulte, ein geladenes Pistol verborgen gefunden, und daneben den Entwurf, oder den Anfang eines Briefes an seinen Notar.

In diesem Briefe erklärte Baliveau dem Notar die Nothwendigkeit, in der er sich befand, sein Haus und seine Handlung zu verkaufen, um eine Schuld von sechzigtausend Francs zu bezahlen.

Madame Baliveau ließ keine Sylbe von dem traurigen Geheimniß verlauten, in das der Zufall sie eingeweiht hatte.

Aber noch am nämlichen Tage schrieb sie jene wenigen Worte an die Marquise von Pressigny, die wir bereits angeführt haben:

„Eilen Sie herbei, Madame, um das Testament einer Sterbenden in Empfang zu nehmen.“

Seitdem erwartete sie von Stunde zu Stunde die Ankunft der Marquise.

Von Allerheiligen bis Ostern, das heißt, vom Abfallen der letzten Blätter bis zum Keimen der neuen, gab es keinen Abend, den die Familie Baliveau anderwärts als in dem kleinen blauen Salon der ersten Etage zugebracht hätte, und zwar unabänderlich in Gesellschaft derselben Personen. Diese Personen, vertraute Hausfreunde, waren:

Einer jener hagestolzen Rentiers, welche sich mit der Kunst brüsten, von tausend Francs Rente ganz anständig in der Provinz zu leben, und sogar noch einige Ersparnisse davon zurückzulegen.

Ein schweigsamer Gendarmerie-Capitain, und endlich:

Der unvermeidliche Steuercontroleur, ein hagerer, ängstlicher Sechziger, der sich so sorgfältig gegen Kälte und üble Witterung verwahrte, daß er für sich allein das ganze kleine Vorzimmerchen in Beschlag nahm, wenn er seinen Mantel, seinen Ueberzieher, seine Pelzmütze, seine gefütterten Handschuhe, seinen Ohrwärmer, seine Galloschen und seinen Regenschirm ablegte.

Frauengesellschaft ward niemals empfangen, weil die Frauen schärfer sehen als die Männer, und Madame Baliveau eben deren Scharfblick fürchtete.

Diese Herren, mit Baliveau also vier, nahmen in einem Winkel des Salons um einen Nußbaumtisch Platz, um ihre Partie Piquet zu spielen, zwei als Betheiligte, die anderen Beiden als Zuschauer.

Die Placirung des Herrn Steuercontroleurs, war stets eines der wichtigsten und umständlichsten Ereignisse im Laufe des Abends. Zuerst würde er sich um keinen Preis der Welt auf einen anderen Stuhl gesetzt haben, als den, auf dem er gewöhnlich zu sitzen pflegte. Wenn er ihn zufällig nicht an seinem Platze fand, so suchte er ihn in allen Ecken und Winkeln, ohne ein Wort dabei zu sprechen; hatte man ihn in ein anderes Zimmer gebracht, welchen Scherz sich Mademoiselle Baliveau zuweilen er-

laubte, dann ging er ganz still auf den Corridor hinaus, rief Katharine und nahm sie in ein peinliches Verhör; man erfuhr die Ursache seines Verschwindens erst, wenn er triumphirend mit dem eroberten Stuhle beladen wieder in's Zimmer trat. Nachdem er sich endlich niedergelassen hatte, untersuchte er den Tisch, rückte ihn hin oder her, weiter vor oder weiter zurück, bis er den richtigen Punkt gefunden hatte, wo dessen geschweiften Füße durchaus nicht mehr Gefahr liefen, mit seinen Knien in Berührung zu kommen. Dann mußte Mademoiselle Baliveau ihm einen kleinen Gueridon zu seiner rechten Hand stellen, um seine große tombackene Tabacksdose darauf zu setzen, ein merkwürdiges Stück mit einer silbernen Uhr auf dem Deckel, welche dieses Meubel natürlich viel zu schwer machte, um es den ganzen Abend in der Tasche zu behalten. Zum Schlusse zog er ein schwarzseidenes Käppchen aus seinem Busen, das er aufstülpte, mit dem Kopfe eine halbkreisförmige Verneigung gegen seine Mitspieler machend und dazu die sacramentalen Worte sprechend: „Sie erlauben doch gütigst?"

Diese, jeden Tag mit einer Regelmäßigkeit, die einem Mechaniker sogar zur Verzweiflung gebracht haben würde, seiner Bequemlichkeit und seinen Gewohnheiten geweihete Sorgfalt, erregte zuweilen das Gespött des stolzen Rentiers, oder ein Lächeln des schweigsamen Gendarmeriecapitains; Herr und Madame Baliveau jedoch wußten sie als großmüthige Wirthe schweigend zu ehren und sogar zuweilen gegen jenen Spott in Schutz zu nehmen.

Seit einiger Zeit war es einem neuen Gaste gelungen, sich in diesen engen, monotonen und ehrbaren Kreis Zutritt zu verschaffen, ein junger Substitut des königlichen Gerichtsprokurators, dem man, in Anbetracht einiger offen kundgegebenen ehrenhaften Absichten auf Mademoiselle Anais Baliveau, diese Auszeichnung hatte zu Theil werden lassen.

Dieses Ereigniß, so einfach und unbedeutend es an sich war, hätte beinahe den schläfrigen Soiréen des kleinen blauen Salons auf immer einen Todesstoß versetzt. Sowohl der stolze Rentier, wie der vorsichtige Steuercontroleur, als auch der schweigsame Gendarmeriecapitain hatten das Eindringen eines Fremden in ihren Cirkel nur mit hohem Mißfallen vermerkt. Man muß mehrere Jahre in solch' kleiner Provinzialstadt, auf demselben Stuhle verlebt haben, um diese egoistischen Grundsätze begreiflich zu finden.

Als Madame Baliveau den Piquetspielern zum ersten Male meldete, daß der junge Substitut zuweilen erscheinen würde, um an ihren Abendunterhaltungen theilzunehmen, lächelte der stolze Rentier noch viel spöttischer wie je; der schweigsame Gendarmeriecapitain runzelte die Stirn und kniff die Lippen noch fester zusammen wie gewöhnlich; dem Steuercontroleur entfuhr aber ein so schmerzliches: „Ach, Du mein Gott!“ — wie an jenem Tage, wo die ersten Kosacken durch die Straßen von Epernay klepperten. Er zitterte vor der Möglichkeit, daß

die Gegenwart dieses neuen Individuums ihm in der Ausübung seiner verjährten Privilegien beschränken könne.

Eine neue und noch viel größere Ueberraschung drohete den edlen Piquetspielern; es war dies die Ankunft der Marquise von Pressigny in Epernay; allein Madame Baliveau hatte es vor der Hand noch nicht für nöthig befunden, sie davon zu benachrichtigen. Sie hatte sich damit begnügt, es nur obenhin gegen ihren Mann zu erwähnen, wie einer alten Pensionsfreundin, die sie wahrscheinlich auf der Durchreise besuchen würde; Baliveau hatte sogleich Anstalten zu einem schicklichen Empfange treffen wollen, sie aber erklärte auf das Bestimmteste, daß durchaus nichts an der gewöhnlichen Hausordnung geändert werden solle, indem der Besuch ihrer lieben Marquise nur ein ganz kurzer und vertraulicher sein würde.

Eines Abends also hatten sich der Rentier, der Steuercontroleur und der Gendarmeriecapitain zur gewohnten Stunde um den Nußbaumtisch versammelt, auf dem eine bronzirte Blechlampe mit einem Schirm der mit allerhand diabolischen Silhouetten verziert war, einen zirkelrunden Lichtkreis verbreitete.

In Erwartung des jungen Herrn Substituten, der so bescheiden war, niemals vor acht Uhr zu erscheinen, — die drei anderen Herren stellten sich stets pünktlich um sieben Uhr ein, — übte Mademoiselle Anais Baliveau sich verstohlen in einigen höchst unschuldigen Minauderien, denn, wie gesagt, sie hatte ihren zwanzigsten Geburtstag schon ein ganzes Weihnachten hinter sich, und

der Spiegel fing allmählich an, nicht mehr ein Schmeichler, sondern ein Rathgeber zu sein.

Madame Baliveau, etwas mehr geputzt, als gewöhnlich, obschon durchaus nicht auffallend, verfolgte aufmerksamen Blickes den Kreislauf der Zeiger auf dem Zifferblatte der Alabasteruhr, die das stattliche Mittelstück der Kamindecoration bildete.

Ihr Teint war diesen Abend so frisch und blühend, daß der vorsichtige Steuercontroleur, nachdem er alle seine Garderobenangelegenheiten geordnet, sich nicht enthalten konnte, ihr sein unterthäniges Compliment darüber zu machen, welches der Gensdarmeriecapitain mit einem: „Auf Ehre!" bestätigte, und der stolze Rentier verwandelte sein stereotyp spöttisches Lächeln heute einmal in ein beifälliges.

Endlich ward der Kreis durch das Eintreten des Herrn Substituten vervollständigt. Es war ein langer, strohblonder junger Mann, der sich vergeblich bemühte, seine übergroße Schüchternheit hinter einer angenommenen gravitätischen Amtsmiene zu verbergen.

Wer sollte nach dem Blicke, den wir auf dieses so bescheidene Bild kleinstädtischer Häuslichkeit geworfen, denken, welch' ein fürchterliches Drama sich hinter demselben vorbereitete.

Gegen neun Uhr, im Augenblicke, als das Piquet eben im schönsten Gange war, stürzte die alte Katharine plötzlich in den Salon.

„Madame! Madame!" rief sie athemlos.

„Nun?“

„Eben steigt die Dame, die Sie erwarten, aus dem Wagen.“

Der Steuercontroleur ließ die Karten aus seiner Hand fallen.

„Eine Dame? —“ murmelte der Rentier.

„Ein Wagen?“ brummte der Gendarmeriecapitain.

Madame Vàliveau folgte der alten Katharine und überließ die Gesellschaft im blauen Salon ihrer Bestürzung.

Auf dem Treppenflur stand sie der Marquise gegenüber.

Beide Frauen hatten sich niemals gesehen.

Beide gehörten aber der Freimaurerei an, die eine als Groß-Meisterin, die andere als einfache Schwester, und sonach genügte ein kaum merkliches Bundeszeichen, um sich sofort zu erkennen.

Madame Baliveau hatte Befehl gegeben, ihr Schlafzimmer heizen zu lassen, wo sie sich mit der Marquise unterhalten konnte, ohne Besorgniß von irgend Jemandem gehört zu werden.

Dorthin führte sie sofort den sehnlich erwarteten Besuch.

Bei'm Anblick der Frau des Weinhändlers, die, wie wir bereits gesagt, diesen Abend mit einer gewissen Sorgfalt gekleidet war, und deren Angesicht die unverkennbaren Merkmale einer vortrefflichen Gesundheit zur Schau trug, konnte die Marquise einen Ausruf des Staunens nicht unterdrücken.

„Nach Ihrem Billet zu urtheilen,“ sprach sie, „befürchtete ich, Sie leidender zu finden, Madame; um so mehr freue ich mich, daß Ihr Aussehen eine Besserung anzeigt.“

Madame Baliveau lächelte traurig.

„Ich nannte mich selbst eine Sterbende,“ antwortete sie dann, „und das ist die Wahrheit.“

„Aber dennoch —“

„Hier ist der Beweis,“ fügte sie hinzu, eine von drei der ausgezeichnetsten Aerzte von Paris unterzeichnete Consultation der Marquise überreichend.

Die Marquise überflog das Papier rasch und schauderte.

Dann blickte sie Madame Baliveau nur noch erstaunter an.

„Sie müssen selbst zugestehen, meine arme Schwester,“ sprach sie, „daß Ihr Aeußeres auf nichts weniger, als ein so schreckliches Uebel schließen läßt.“

„Frau Marquise,“ versetzte Madame Baliveau mit tiefem Ausdruck, „ich bin Mutter, und möchte meine Tochter gern vor meinem Tode noch verheirathet sehen.“

Die Marquise horchte auf.

„Ich habe meine Leiden sowohl vor meinem Manne, als vor meiner Tochter verborgen; war das nicht viel schwieriger, als es Fremden zu verbergen? Allerdings habe ich mich Aerzten anvertraut, aber ihre Ehre bürgt mir für ihre Discretion.“

„Wie viel haben Sie leiden müssen!“ rief die Marquise, Madame Baliveau mit Theilnahme betrachtend.

„O ja, Madame! Wenn Sie wüßten, welch' ein Leben ich führe! Ich schminke mich, wie eine Comödiantin, um die furchtbare Zerstörung meiner Züge zu übertünchen. Ich bin fortwährend auf meiner Hut, ich zittere, wenn ein Besuch kommt, ich muß stets auf Ausflüchte sinnen, um die Fragen meines Mannes zu beantworten; ich entziehe mich möglichst den Liebkosungen meines Kindes, ich habe nur eine fixe Idee, nur eine Sorge: die Annäherung meines Uebels im Voraus zu berechnen, dem Momente der Krisis zuvorzukommen, um mich ganz allein in meinen Alkoven flüchten zu können."

„Arme, arme Frau!"

„So war mein bisheriges Leben. Wissen Sie aber, welche Zukunft meiner wartet?"

„Sie flößen mir Angst ein!"

„Seit einiger Zeit schon sind meine Zufälle heftiger und häufiger geworden. Ich zähle und beobachte sie, Madame, schon seit einundzwanzig Jahren. Sie haben sich in furchtbarer Proportion verschlimmert; von einem Augenblicke zum anderen muß ich befürchten, daß es mir nicht mehr möglich sein werde, sie geheim zu halten; die Wahrheit wird dann offenbar werden.

Dann wäre Alles verloren: meine Tochter würde sich niemals verheirathen, sie wäre zum ehelosen Leben verurtheilt. Ein um den Preis so vieler Qualen beschlossener und bis jetzt glücklich durchgeführter Plan, darf nicht durch einen einzigen Augenblick der Schwäche wie-

der vernichtet werden. Ist das nicht auch Ihre Meinung, Madame?"

„Sie können aber von Ihren Leiden geheilt werden; auch die Wissenschaft ist Irrthümern unterworfen."

„Meine Krankheit ist überhaupt noch der ganzen Wissenschaft ein Räthsel, und demnach kann sie auch nichts dagegen thun. Uebrigens habe ich auch bereits eine Altersstufe erreicht, wo das Uebel — wie die Aerzte behaupten — entweder verschwindet, oder heftiger wird. Bei mir ist leider das Letztere der Fall. Es ist mir daher nicht mehr verstattet, irgend eine Hoffnung auf Linderung zu hegen."

„Aber, was ist denn eigentlich Ihr Plan?"

„Ich werde durch einen Zufall um's Leben kommen," entgegnete Madame Baliveau mit der Ruhe der Resignation.

„Durch einen Zufall?" frug die Marquise erbleichend.

„Ja!"

„Ha, ich verstehe Sie! Furchtbar! entsetzlich! — Aber das ist ja gar nicht möglich, das kann ja gar nicht sein; Sie, die ein ganzes Leben voll edler Tugenden, Liebe und Aufopferung hinter sich haben, Sie können es nicht so von sich werfen!"

„Und was ist es denn weiter? Die Wissenschaft, wie die Natur haben das Todesurtheil über mich ausgesprochen, ein grausames Todesurtheil; ich mildere es ein Wenig, indem ich dessen Ausführung beschleunige und meine jammervolle Existenz abkürze."

„Aber der Himmel?“ rief die Marquise.

„Aber mein Kind?“

„Sie werden diesen gräßlichen Entschluß ändern.“

„Ich gebe Ihnen hiermit mein Wort darauf, Frau Marquise, daß Niemand auf der Welt sagen wird, ich habe mich selbst entleibt. Sie werden meinen Plan sogleich verstehen. Unser Haus ist das höchste in Epernay; es hat ein Erdgeschoß und drei Stockwerke. Im dritten Stock ist das Zimmer meiner geliebten Anais. An einem der nächsten Tage werde ich mit meiner alten treuen Magd hinaufgehen, um die Fenstergardinen zu wechseln. Das ist doch etwas sehr natürliches. Man weiß in meinem Hause, daß ich alle dergleichen Dinge selbst verrichte; demgemäß rückt Katharine mir einen Tisch an's Fenster. Sie ist eine alte treue Person; ich schicke sie fort, weil ich irgend etwas vergessen haben werde; sie wird mir Vorsicht empfehlen, mich nicht allein lassen wollen, schließlich aber doch gehorchen müssen. Bei ihrer Rückkunft findet sie mich nicht mehr und alle Welt wird es ganz erklärlich finden, daß mich ein Schwindel ergriffen hat und ich aus dem offenen Fenster gestürzt bin.“

„Entsetzlich!“ rief die Marquise schaudernd.

„Drei Stockwerke!“ fuhr Madame Baliveau lächelnd fort; „da müßte ich doch entschiedenes Unglück haben, wenn man mich noch lebend aufheben sollte. Nicht wahr, Frau Marquise?“

„O, ich beschwöre Sie, schweigen Sie;“ rief die Marquise; „wenn Sie Jemand hörte!“

„Seien Sie ohne Sorge.“

Zu größerer Vorsicht ging sie an die Thüre und öffnete sie halb, um sich zu überzeugen, daß Niemand etwa lausche.

Aus dem ersten Stocke vernahm man die grelle Stimme des kleinen Steuercontroleurs im blauen Salon.

„Sechs Karten,“ rief er zählend.

„Wie viel sind sie werth?“

„Die Fünf... “

„Ich kann Ihnen mehr bieten,“ versetzte der Rentier.

„Das kann schon sein. Und die Quarte dem König.“

„Die Quart=major ist besser.“

„Drei As?“

„Die vier Zehn.“

„So erlauben Sie mir Eins anzulegen!“

Madame Baliveau schloß die Thüre wieder und kehrte zur Marquise zurück.

„Ich habe Sie betrübt, Frau Marquise; vergeben Sie mir.“

„Welch' ein grauenvolles Trauerspiel!“

„Und um so grauenvoller, wenn ich so unglücklich sein sollte, meinen Zweck nur halb zu erreichen.“

„Befürchten Sie etwa, daß man trotz alledem errathen werde —?“

„Das nicht; und mein Opfer wird nicht so ganz und gar vergeblich sein; sobald ich todt bin, ohne daß man

meine Krankheit erfährt, wird meine Tochter sich verheirathen können; aber sie wird nur keine Aussteuer haben."

„Wie so?"

„Ein anderer Umstand, den ich unglücklicherweise erst kaum eine Stunde, bevor ich Ihnen schrieb, entdeckt habe, wird dem Glücke meiner Tochter im Wege stehen."

„Welcher Umstand?"

„Ihr Vater schwebt am Rande des Abgrundes. Er hat seinem Notar im Geheimen geschrieben, daß dieser sein ganzes Besitzthum verkaufe; er ist sechzigtausend Francs schuldig. Ich kenne ihn: kann er diese Summe nicht auftreiben, so bringt er sich um's Leben. Kann er bezahlen, wie ich vermuthe, denn unser Vermögen wird ungefähr so viel betragen, so ist meine Tochter eine Bettlerin, und die Armuth ist, wie Sie vielleicht gar nicht wissen, auch eine Art von Epilepsie."

„Unglückliche Mutter!"

„In Betracht dieses neuen Unglücks, und fester, wie je, zum Tode entschlossen, erlaubte ich mir, Ihre Hilfe anzuflehen, Madame, um Ihnen mein Testament zu übergeben, das heißt, um Ihnen meine arme Anais zu empfehlen. Sie soll meine Erbin, meine Nachfolgerin in unserem Orden werden. Seien Sie ihre Beschützerin; ich flehe Sie darum."

Diese letzten Worte sprach Madame Baliveau mit Thränen in den Augen.

Seit einigen Secunden aber schien die Marquise in tiefes Nachdenken versunken.

Als sie Thränen auf ihrer Hand fühlte, die Madame Baliveau ergriffen hatte, fuhr sie plötzlich aus ihrem Sinnen auf.

„Eine Summe von sechzigtausend Francs," frug sie, „würde Sie also über das Schicksal Ihrer Tochter beruhigen?"

„Ja, Frau Marquise; ich würde wenigstens ruhig sterben, während ich jetzt dem Tode mit Angst und Besorgniß entgegen gehe; dann würde er erst seinen ganzen Zweck erfüllen."

„Haben Sie denn keinen Glauben an unseren Orden, daß Sie Sich, in einer so furchtbaren Lage, noch nicht an ihn gewendet haben?"

„Wie sollte ich wohl nicht daran glauben," antwortete Madame Baliveau, „da ich dem Orden ja meine Erziehung, meine Bildung, meine Verheirathung, meine Aussteuer verdanke? Konnte ich denn wohl mehr von ihm verlangen? Unsere Freimaurerei ist ja keine Bank. Und dann wissen Sie wohl, daß ich zu allen Zeiten eine nicht sehr nützliche Schwester war; nur selten hat man meine Dienste in Anspruch genommen; das Wenige, was ich leisten konnte, steht in keinem Vergleich mit den Wohlthaten, die ich genossen. Ich würde dankbar sterben, aber insolvent."

„Insolvent? O nein! Es bleibt Ihnen noch Ihr Titel als Freimaurerin, den Sie nach Ihrem Willen

vererben können, auf wen Sie wollen, und das ist ein Werthgegenstand."

„Ein Werthgegenstand?" wiederholte Madame Baliveau etwas ungläubig.

„Allerdings, und der Beweis ist, daß ich Ihnen vorschlage, ihn mir zu verkaufen."

„Sie, Frau Marquise?"

„Ja wohl; die Sache verhält sich höchst einfach. Ich wünschte sehr, daß eine Anverwandte von mir ohne vorheriges Noviziat in den Orden aufgenommen würde. Statt nun Ihre Tochter als Ihre Nachfolgerin zu bezeichnen, dürfen Sie nur meine Nichte bezeichnen; substituiren Sie in Ihrem Testamente an die Stelle der Mademoiselle Anais Baliveau, den Namen Madame Amelie Beyle, und ich biete Ihnen die sechzigtausend Francs an, um die Ehre Ihres Gatten zu retten, und zugleich Ihrer Tochter eine Aussteuer zu sichern."

Madame Baliveau fing an vor Freude zu zittern.

„Sprechen Sie im Ernst, Frau Marquise?"

„Sollten Sie mein Ehrenwort bezweifeln?" erwiederte die Marquise, fast ebenso ergriffen.

„O, dann erlauben Sie mir, Ihnen auf meinen Knieen zu danken!"

„Sie nehmen es an?"

„Mit Entzücken!"

Sie trat an einen kleinen Tisch, auf dem sich Schreibzeug und Papier befand.

In Zeit von drei Minuten war das Testament, welches Amelie nach dem Tode der Madame Baliveau zur Freimaurerin ernannte, niedergeschrieben und unterstempelt, und das frühere Testament im Feuer verzehrt.

„Hier ist eine Anweisung auf meinen Notar,“ sagte die Marquise.

„Ach, Frau Marquise! Ihnen danke ich es, daß ich dem Tode nunmehr mit Freuden entgegen gehe!“

„Dem Tode?“

„In acht Tagen gehört Ihre Nichte dem Freimaurerorden an.“

„Sprechen Sie nicht so,“ rief die Marquise schaudernd; „Sie würden mich sonst glauben machen, ich habe einem Verbrechen Vorschub geleistet!“

Die Stunde der Trennung war gekommen.

Madame Baliveau geleitete die Marquise ehrerbietig bis an den Fuß der Treppe.

Als sie im ersten Stocke an der Thüre des blauen Salons vorüber gingen, erschallte eben die Stimme des Steuercontroleurs:

„Zwei und dreißig in Pique!“

„Die sind gut.“

„Und dreiundsiebenzig desgleichen!“

„Erlauben Sie, mein Herr —“

Die Marquise überfiel ein Grausen ob dieses Contrastes.

Sie beeilte ihren Abschied, und die Thüre des Hauses Baliveau auf dem Jard schloß sich hinter ihr.

Madame Baliveau eilte, so schnell sie konnte, wieder in ihr Schlafzimmer hinauf; und nach geraumer Zeit meldete die alte Katharine im blauen Salon, ihre Herrin habe sich wegen heftiger Kopfschmerzen zu Bette gelegt, und würde nicht mehr erscheinen.

VI.

Das Gespenst der Vergangenheit.

Mehrere, wenn auch nicht Alle, von denen die getraut worden sind, wissen es: es giebt kein höheres Glück auf dieser Erde, als das, welches den ersten Tagen, einer sowohl in Beziehung auf Ehre und Reichthum, als auch auf Schönheit, Geist und Alter völlig übereinstimmenden Vermählung folgt. Der Mann erreicht eine Höhe reiner, ungetrübter Heiterkeit, geräth in eine Sphäre der Verzückung, welche in einzelnen Momenten einige jener lieblichen Gedanken aus Thomas Moore's *Liebe der Engel* verwirklicht. Nur noch eine Stufe höher, und er befände sich auf dem Gipfelpunkte seiner Träume — und das Himmelsgewölbe müßte über ihm zusammenstürzen. Um einen menschlichen Begriff, ein faßliches Bild eines solchen Glückes wiederzugeben, mußte man zu dem lieblichsten Vergleiche seine Zuflucht nehmen, die süßesten und harmonischesten Worte zusammensetzen; daher der Ausdruck *Honigmond*.

Saadi, der zarte persische Dichter, hätte es nicht passender erfinden können.

Im bleichen aber lieblichen Schimmer dieses Gestirnes erblühen die köstlichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens, wie eben so viele Blumen, deren Entfaltung das grelle Tageslicht zurückgehalten hatte. Man findet sich der Unschuld und Reinheit gegenüber selbst wieder unschuldig und rein; die alten Spöttereien verfolgen uns nicht mehr, sie sind nach und nach entflohen und haben sich mit dem Andenken an ein schlechtes Cölibat verwischt. Ein neues, mächtiges Leben entquillt der reinen, geheiligten Liebe und ersetzt tausendfältig die nichtigen, unlauteren, nur Abspannung und — was schlimmer ist — Gleichgiltigkeit erzeugenden Freuden des sogenannten Garçonlebens.

Einen unendlichen, geheimnißvollen Reiz gewähren besonders die ersten traulichen Unterhaltungen des Gatten mit seiner jungen Gattin, in dem Bilde, welches er ihr von den Freuden der Zukunft entwirft. Sich einer jugendlichen frischen Seele assimiliren, ihr die Pforten des realen Lebens erschließen, indem man sich zugleich hütet, zarte Illusionen mit roher Hand zu zerstören, heißt das nicht zu seinem eigenen Nutz und Frommen einen Cursus poetischer Moral durchmachen, das Leben von seiner schönsten Seite auffassen?

Mehr wie allen Anderen schien Philipp Beyle und Amelien der Honigmond nur helle und goldene Tage bringen zu wollen. Amelie besaß eine Eigenschaft, die alle anderen überragte: sie betete ihren Gatten an, sie be-

wunderte ihn. Sie hegte ein unumschränktes Vertrauen zu ihm. Er war ja der Erste gewesen, der ihr jugendliches Herz zu rascheren Schlägen angeregt; und junge Mädchen können die Stirn ihres ersten Auserwählten nicht genugsam mit Götterstrahlen umgeben.

Philipp seinerseits wachte über sein Glück, wie ein Mann, der es weiß, was dieses Glück ihm gekostet hat; er hegte alle jene tausend kleinen Aufmerksamkeiten, befolgte jene Vorsichtsmaßregeln, welche eine tiefe Kenntniß der Liebe und aller ihrer Gebrechlichkeiten bezeugen. Er war ein Virtuose in der Kunst des ehelichen Lebens, aber ein aufrichtiger, enthusiastischer Virtuos, denn — er liebte! — er liebte, wie er noch nie geliebt hatte, zum letzten Male und bis in den Tod!

Ohne seine zarte Sorgfalt so genau zu zergliedern, wie wir es thun, gab sich Amelie deren Genuß mit Entzücken hin; unter diesem feuerigen und doch liebevollen Schutze fühlte sie sich wie geborgen vor allen Stürmen des Lebens. Jedesmal wenn Philipp sie verlassen mußte, war er so geschickt, ihr in Folge irgend einer gehabten Unterhaltung ein Thema, eine Betrachtung zu hinterlassen, das geeignet war, ihr die Zeit seiner Abwesenheit kürzer und erträglicher zu machen.

Man wird sich also nicht über die Verachtung wundern können, mit welcher sie einige Tage nach ihrer Vermählung ein kleines, ihr anonym zugesendetes Paket aufnahm, welches fünf etwas zerknitterte, etwas vergilbte und mit Philipp's Namen unterschriebene Briefchen enthielt.

Es waren theils zärtliche, theils spöttische Liebesepisteln, die er ehemals an verschiedene Frauen geschrieben hatte.

Zuerst trat sie Amelie empört mit Füßen, denn in diesen unlauteren Heraufbeschwörungen einer Vergangenheit, über welche zu urtheilen, sie kein Recht hatte, sah sie nur einen ihrer Würde als Gattin angethanen Schimpf. Nach der ersten Regung des Stolzes reizte ein eben so mächtiges, aber weniger edles Gefühl, sie zur gewöhnlichen Weiberneugierde an. Sie las diese Blättchen einzeln vom Boden auf, aus denen sie so zu sagen ein Hauch anticipirten Ehebruchs anwehete.

Es war in der That Philipp's Handschrift. Ihr Datum deutete auf mehrere Jahre zurück, und es war augenscheinlich, daß sie mit großer Sorgfalt ausgewählt und zusammengestellt worden waren, denn jedes dieser Briefchen war an eine andere Person gerichtet: an eine Weltdame, eine Schauspielerin, oder sonst eine Berühmtheit von der Art wie Marie Düplessis.

Der erste Brief den sie durchlas, war in jenem, Philipp eigenthümlichem, persiflirendem Tone geschrieben, den Amelie allerdings noch nicht an ihm kannte:

„Liebe, melancholische Freundin, es ist durchaus nö„thig, daß Sie Sich in mein Verlassen finden. Sie „hängen Sich an mich, wie ein Epitaphium an ein Grab. „Und ich habe es Ihnen doch hundert und hundert Male „gesagt: hüten Sie Sich, mich wie einen ernstlichen Lieb„haber zu betrachten. Ich verstehe mich darauf, die Liebe „zu spielen, wie Sie Sich auf Comödiespielen verstehen.

„Nun ist es aber selten, daß ein Drama oder eine Oper „länger als fünf Akte dauere; unsere Liebe hat länger als „ein ganzes Jahr gedauert. Der Vorhang hätte schon „längst fallen sollen. Adieu, klagende Schöne. Ich hoffe, „daß früher oder später eine reiche Erbin mir ein eben „so brillantes Engagement darbieten wird, wie es Ihnen „der Correspondent des Theaters von Rio=Janeiro durch „meine Vermittelung angeboten hat. Alles in der Welt „ist Musik: Brustnoten, Herzensnoten, diplomatische No= „ten. Adieu!“

Eine solche Sprache und besonders ein solches Glau= bensbekenntniß waren wohl geeignet, um die unschuldige Amelie zu verwirren. Sie that damit einen Blick in eine Welt, die ihr für allezeit hätte unbekannt bleiben sollen; es war eine Enthüllung von Antecedenzen, die bestimmt waren, für ewig vergessen zu werden.

„Ich verstehe mich darauf, die Liebe zu spielen!“

Diese Worte berührten sie besonders schmerzlich; nicht, daß sie ihr Zweifel gegen Philipp's Liebe zu ihr ein= geflößt hätten — wie wäre das möglich gewesen? — aber, daß er sie jemals hatte schreiben können — — sie mußte sie mit Gewalt aus ihren Gedanken verbannen und sich an Philipp's feurige Betheuerungen und Liebesschwüre erinnern.

Die anderen Briefe enthielten nur Wiederholungen, Umschreibungen, Varianten derselben Ideen; je nach dem Stande und der Stellung Derjenigen, an die sie gerichtet waren, erhob oder erniedrigte sich die Paraphrase; die

Masken waren verschieden, die darunter hervorlauschenden Physiognomien waren aber dieselben. In einer dieser Episteln ging er sogar so weit, sich über das Kohlenbecken im Hinterstübchen lustig zu machen, mit dessen Hilfe eine kleine Modistin ihrer Verzweiflung über seine Untreue ein Ende zu machen drohte.

Amelie faßte den Entschluß, Philipp nichts von dieser verrätherischen Sendung zu entdecken, sondern ihre Wunde ganz im Stillen für sich ausbluten zu lassen. Uebrigens hatte diese Entdeckung ihre Liebe nicht im Entferntesten zu berühren vermocht.

Nach und nach erhielt sie noch mehr solche Briefsendungen; sie las sie, wie sie die ersten gelesen hatte; aber jeder derselben warf einen neuen, verhängnißvollen Schein auf das Jugendleben ihres Gatten — strafte seine jüngsten Liebesergüsse Lügen.

Wie reizend, wie erhaben, wie göttlich schön war er ihr noch erschienen, als er am Abend zuvor sagte: „Lieben und geliebt werden, alle Seligkeit dieses und jenes Lebens ist in diesen wenigen Worten enthalten!“ Und am anderen Morgen fand sie entweder in ihrer Toilette, oder auf einem der Kieswege im Garten wieder ein neues altes Billettchen, etwa des Inhaltes:

„Das Leben ist überall und in Allem, ausgenommen „in der Liebe. Die Liebe ist nur ein unklares, verwirr„tes Gefühl, ungefähr so wie der Schlaf, das alle an„deren Gefühle aufhebt, oder momentan lähmt. Ein „Mann, der aufhört zu lieben, ist wie ein Mann, der aus

„dem Schlafe erwacht. Guten Morgen, Madame!“

Man begreift leicht, daß trotz aller Zärtlichkeit und trotz alles Vertrauens der Zweifel doch endlich anfangen mußte, sich in Ameliens unschuldsvollem Herzen einzunisten.

Ein letzter derartiger Anfall drängte sie endlich zu einem Entschlusse.

In einem Blumenstrauße, den Philipp ihr eines Morgens sendete, fand sie wieder ein solches Briefchen, das dieser ganz gewiß nicht hinein gethan hatte. Dieser Brief, wichtiger wie alle die anderen, entwickelte mit einem lachenden, goldbeflitterten Cynismus einen großen Theil seines abscheulichen Systems; er war schon vier Jahre alt, und schien an dieselbe Sängerin adressirt zu sein wie jener erste, wenigstens setzte es Amelie voraus, denn die Aufschrift war weggeschnitten worden:

„Immer noch Vorwürfe?“ hieß es darin. „Meine „beste Freundin, Sie werden in der That einseitig, wie „eine Paganini'sche Variation auf dem G. Lassen Sie „uns die Sache ein Wenig vernünftig überlegen. Wir neh„men also zwei Liebende an; eines von diesen muß doch „nothwendig früher oder später das Andere verlassen — „nicht wahr? Das läßt sich nun einmal nicht ändern. „Ich war nun dieser Erste; das mag verletzend für Ihre „Eitelkeit sein, aber auch nur für diese. Ich finde es „begreiflich, daß Sie dabei leiden; das ist unfreiwillig „und wird vorübergehen; allein daß Sie wirklichen Grund „dazu haben, das läugne ich. Sie erinnern mich an die

„entzückend schönen Stunden, die wir gemeinschaftlich ver-
„lebt haben; auch ich erinnere mich ihrer, theure — —
„(hier war ein Name ausradirt), denn ich sammle glück-
„liche Erinnerungen, wie Andere Bilder, Bücher, Schmet-
„terlinge sammeln. Warum mich deshalb des Egoismus
„und der Undankbarkeit bezüchtigen? Das ist nicht klug,
„und ungerecht zugleich. Sie zählen mir — und zwar
„mit einer Selbstgefälligkeit, die keineswegs sonderlich nach
„Bescheidenheit schmeckt, — alle Umstände und Veran-
„lassungen her, bei welchen sich Ihre Ergebenheit, Ihre
„Entsagung, Ihr Seelenadel und eine Menge andere
„schätzenswerthe Tugenden offenbart, von denen ich aller-
„dings keine Ahnung gehabt. Dann folgen Sie meiner
„davon geflogenen Liebe und folgern nun sofort daraus
„auf meine Undankbarkeit. Erlauben Sie mir, daß ich
„mich nicht so ohne vorhergegangene Discussion selbst als
„ein Ungeheuer bekenne. Discutiren wir — und vor
„allen Dingen, unterbrechen Sie mich nicht, indem Sie
„diese Zeilen nur halb gelesen in's Feuer werfen.

„Die Natur hat Sie gutherzig, hingebend, mitleidig
„geschaffen. Indem Sie mich liebten, haben Sie nur
„diesen Instincten nachgegeben, haben gethan, was Sie
„nicht lassen konnten. Und Sie wollen haben, ich solle
„Ihnen noch großen Dank wissen, für das Glück, das
„Sie selbst in der Ausübung dieser allerdings recht
„schätzenswerthen Tugenden gefunden haben? Das ist
„denn doch ein Wenig zu viel gefordert, beste Freundin,
„und ich will Sie noch einmal zwingen mir dies zuzugeben.

„Für heute indessen will ich Ihnen noch in einem „Punkte nachgeben. Ich soll Ihnen für das Vergnügen „erkenntlich sein, das Ihnen unsere Verbindung gewährt „hat; gut, ich bin es, und bin Ihnen sogar sehr er„kenntlich dafür. Wie Sie mir aber mit Ihrem Hasse „drohen können, das — ich gestehe es offen — das be„greife ich nicht. Ihr Haß! — Wissen Sie wohl, daß „dieses Wort, wenn wir menschlich sein wollen, nichts „anderes bedeuten soll, als eine in Erbitterung ausgeartete „Gerechtigkeit? Die Gerechtigkeit ist aber gerade dasjenige, „woran Ihre Voraussetzungen am meisten Mangel leiden. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen dies durch einen Ver„gleich, oder, wie Gros-René sagt — durch ein Gleich„niß deutlich mache.

„Nehmen wir einen Pianisten von ganz außerordent„lichem Talente an. (Sie sehen, daß ich mich nicht aus „der musikalischen Sphäre entferne). Diesem Pianisten „fehlt nur eine Kleinigkeit, aber freilich eine unentbehr„liche Kleinigkeit, um seine bewundernswerthe Kunstfertig„keit zu Gehör zu bringen: ein Piano. Der Zufall „verschaffte es ihm endlich. Sie begreifen die Freude„trunkenheit unseres Künstlers; endlich kann er seinen „Inspirationen freien Lauf lassen, seine Melodien ertönen „lassen, sich selbst überzeugen, daß er ein transcendentales „Genie à la Lißt ist. Sehr schön. — Eines Tages „aber wandert das Piano wieder dahin, wo es hergekom„men, das heißt, die Treppe hinab. Der Zufall, der es „ihm geschafft, raubt es ihm jetzt wieder. Was thun?

„Soll unser Künstler deshalb dem armen Instrumente „zürnen? O nein, dazu ist er viel zu verständig.

„Nun denn, beste — (wieder der ausradierte Name) „ich war für Sie ein solcher Erard, ein solcher Pleyel, „der Ihnen Gelegenheit verschaffte, alle Ihre Verdienste „und Tugenden zu entfalten, Ihre splendiden Eigenschaf„ten glänzen zu lassen. Auf das Thema meines Herzens „haben Sie die graciösesten, die zärtlichen, die erhebend„sten, die entzückendsten Variationen Ihrer Empfindsam„keit phantasirt. Ich denke mir, Sie mußten sich darüber „eben so glücklich fühlen, wie jener Pianist. Das Ueble „dabei ist nur, daß es nicht ewig dauern konnte; darin „stimme ich ganz mit Ihnen überein. Alles auf der „Welt hat ein Ende! Ich ging fort, wie das Piano, „ich verklang und verhallte, wie die Bittcavatine im Ro„bert, wie die große Eifersuchtsarie der Elvira.

„Gleichviel, theure Freundin; ich ersuche Sie noch„mals und zum letzten Male, mir nicht wegen Ihres „Glückes zu grollen, so flüchtig es auch gewesen ist."

Diesmal fand Amelie das Paradoxe denn doch bis zu einer schwindelnden Höhe getrieben; das war nicht nur Spott, das war unmenschliche Grausamkeit. Sie konnte sich eines Gefühles von Furcht vor ihrem Gatten nicht erwehren.

Andererseits aber zeigte ihr die seltsame Art, wie die Briefe ihr zukamen, daß Spionage und Verrath rund um sie her lauerten, um ihr Glück meuchlerisch zu zerstören. Das war zu viel für dies junge Herz, das bis

dahin noch keine Begriffe von der bitteren Wirklichkeit des Lebens gehabt hatte.

Sie flüchtete sich in Philipp's Arme.

„Da!“ rief sie; „lies! das erhalte ich täglich — befreie mich von einer solchen Marter!“

Ein Dolchstoß würde Philipp weniger schmerzhaft gewesen sein, als der Anblick dieser Blätter.

Er erkannte sie sofort, zu seinem großen Erstaunen. Mit unendlicher Mühe und großen Kosten hatte er sich alle derartigen Correspondenzen vor seiner Verheirathung wieder zu verschaffen gesucht und ein allgemeines Auto-da-fé damit gehalten; gerade die allergefährlichsten aber waren wie durch ein Wunder dem Flammentode entgangen.

Er ahnete recht wohl, von welcher Seite der Streich kommen konnte; vor der Hand aber war sein Hauptbestreben nur darauf gerichtet, ihn vor Ameliens Augen zu verbergen.

„Sollten wir denn Feinde haben?“ frug sie ängstlich.

„Das Glück hat immer Neider, und dem gemäß Feinde, meine Amelie; aber beruhige Dich; diese sind es nicht, die Dir diese Briefe gesendet haben.“

„Diese nicht?“

„Nein, Amelie.“

„Aber wer denn sonst?“

„Ich selbst!“

„Du, Philipp?“ rief sie verwundert, und etwas ungläubig dabei.

„Ja, ich; und hoffentlich wirst Du den Grund dieses

Verfahrens, das Dir seltsam erscheint, sogleich einsehen. Eben wenn wir am glücklichsten sind, erheischt es die Klugheit, das kleinste Wölkchen, das unsere Zukuft trüben könnte, vorauszusehen und abzuwenden. Nun aber will ich nicht, daß man Dir das Mindeste über mich mittheilen könne, daß ich Dir nicht selbst schon entdeckt hätte. Jetzt bist Du noch stark in Deinem Glauben an meine Liebe; vielleicht würdest Du es in einem Jahre nicht mehr sein —"

„O! — Philipp!" sprach Amelie im Tone sanften Vorwurfs.

„Ich wollte diese ersten, glücklichsten Tage benutzen, um mich Dir ganz zu erkennen zu geben; den neuen Eigenschaften, die mir Dein Herz, Deine Liebe errungen, wollte ich meine alten Fehler entgegenstellen, wollte mich überzeugen, welche von beiden den Sieg bei Dir davon tragen würden, und je stärker und fester Dein Glaube war, je kühner und entscheidender mußte auch die Prüfung sein."

„Also eine Prüfung war es?" murmelte Amelie ein wenig beschämt.

„Nichts anderes."

„Aber was Du ehedem geschrieben hast —"

„War damals der wahrhafte Ausdruck meiner Gedanken."

„Böser!"

„Und eben so wahrhaft bin ich jetzt, indem ich diese damaligen Gefühle und Ansichten verdamme, denn die

Lüge habe ich zu allen Zeiten gehaßt. Dem Uebel vorbeugen ist besser, als es zu heilen wissen. Fortan, wenn Du den Mann, der ich jetzt bin, mit dem Manne vergleichst, der ich ehedem war, wird Dir die Umwandlung klar werden, die Du — die Deine reine, unschuldvolle Liebe in mir hervorgebracht. Diese Frauen hatten mich zu einem Skeptiker, hatten mich unbarmherzig gemacht; Du, Amelie, hast mich wieder gläubig und gut gemacht. Das Werk lobt seinen Meister," fügte er lächelnd hinzu.

„Philipp, ich war schwächer als Du denkst; diese Briefe hatten mich wirklich einen Augenblick bestürzt gemacht; ich klage mich dessen jetzt offen an, und erröthe darüber. Vergieb mir, Philipp, denn ich liebe Dich über Alles."

Trotzdem das Unglück für jetzt glücklich beschworen, und trotz seiner erheuchelten Sicherheit, beeilte sich Philipp doch, sein Haus zu reinigen, das heißt, mit allen seinen Dienstleuten zu wechseln.

Eine kühne Eingebung hatte ihn zwar für diesmal gerettet; nichtsdestoweniger machte ihm die Zukunft noch bange Sorge.

Er fühlte, daß Marianna's Hand immer schwerer und schwerer auf ihm lastete; ihre Drohungen, die er anfangs verachtet, dann vergessen hatte, fingen seit einiger Zeit an, in furchtbare Erfüllung zu gehen.

So war denn auch dieser erste Streich mit einer bewundernswerthen Sicherheit und Geschicklichkeit geführt worden, und bewies hinlänglich eine weibliche Erfindungs-

kraft; den Zauber, der Philipp in Ameliens Augen umgab, zerstören, den Gatten in den Augen der Gattin herabwürdigen, das war es, was Marianna beabsichtigt hatte.

Diesen Zweck hatte Philipp vereitelt.

Er hatte ihn ein erstes Mal vereitelt.

Würde ihm das aber immer gelingen?

Marianna's Charakter war ihm bekannt; er durfte von ihr das Aergste erwarten.

Eine solche Aussicht hatte aber nicht viel Tröstliches für den künftigen Frieden seiner Ehe.

Was aber konnte er dagegen thun?"

Nachdem er begonnen hatte, Amelie in die Geheimnisse der Vergangenheit einzuweihen, ihrer Liebe zu vertrauen, sollte er noch weiter gehen und ihr die Motive der über ihrer beider Häupter schwebenden Rache offen entdecken? Sollte er ihr seine ganze Liebesgeschichte mit Marianna ausführlich erzählen? ihr sagen, mit welcher Verachtung und Grausamkeit er dieses Weib behandelt und es dadurch gegen sich erbittert hatte?

Philipp sah ein, daß er bei einem solchen Bekenntniß mehr zu verlieren als zu gewinnen habe. Es giebt eine Art von Enthüllungen, die man allenfalls dem Zufalle anheimstellen und sich nur dabei vorbereiten kann, ihre schlimmen Wirkungen zu schwächen, die man sich aber wohl hüten muß, selbst herbeizuführen.

Er hätte diesen furchtbaren Haß Marianna's erklären müssen, und wäre eine jede solche Erklärung nicht zugleich

eine Rechtfertigung desselben gewesen? Wie hätte er es anfangen sollen, um Amelie die Art der Beschimpfung zu erklären, zu der er sich bei dem letzten Zusammentreffen mit Marianna in einem unbeschreiblichen Wuthparoxismus hatte hinreißen lassen? Es giebt Frevel, auch gegen eine Maitresse, von denen uns nichts auf der Welt, selbst nicht in den Augen seiner legitimen Frau reinwaschen kann. Der Schimpf, den Philipp Mariannen zugefügt, gehörte darunter.

Wir müssen hier eine Bemerkung zu Gunsten und zur Ehre eines nur zu oft verläumdeten Geschlechtes einschalten: nemlich, daß eine Frau den einer anderen Frau widerfahrenen Schimpf viel lebhafter mit empfindet, als ein Mann den einem anderen Manne widerfahrenen Schimpf.

Sich Amelie ganz entdecken, wäre also gefährlich, ja mehr noch, wäre eine Thorheit gewesen.

Und zudem hätte auch die vollständigste Generalbeichte Amelien nicht vor den Streichen ihrer Nebenbuhlerin geschützt.

„Diese Angriffe werden ohne alles Erbarmen sein," sagte sich Philipp; „das Dies irae an meinem Vermählungstage war die deutliche Ankündigung; aus Dem, was sie gethan, kann ich auf Das schließen, was sie noch thun wird. Nachdem sie mich schon so empfindlich getroffen, als ich allein stand, welche Freude wird es ihr nicht jetzt gewähren, auch Die mit zu treffen, die allein im Stande war, mich für alle Widerwärtigkeiten des Schicksals zu

entschädigen! Um wie viel furchtbarer trifft sie mich, wenn es Ameliens Herz ist, dem ihre Streiche zunächst drohen. Ach! Marianna! Das Leuchten Deiner Zornesblitze log nicht, und früher oder später wird der zermalmende Wetterschlag folgen."

Das waren Philipp's Gedanken, als er Amelie verließ.

Es litt ihn nicht im Hause, auf gut Glück schweifte er in den Straßen herum; das nächste Bedürfniß war ihm nur Bewegung und freie Luft.

Für ihn war es eine durchaus neue Lage, sich auf dem Punkte zu sehen, einen ernsten Kampf auf Leben und Tod mit einem Weibe bestehen zu müssen. Er wußte selbst nicht, sollte er diesen Kampf mehr fürchten oder mehr darüber staunen.

Nächstdem fühlte er sich aber auch tief beschämt und erniedrigt.

Seine Beschämung war um so größer, als er sich selbst eingestehen mußte, daß er sich in diesem Kampfe keineswegs als den stärkeren fühlte.

Er wußte, daß Marianna über eine Menge seltsamer, mächtiger Hilfsmittel zu verfügen hatte, daß ihr geheimnißvolle Waffen zu Gebote standen. Er erinnerte sich der Worte, die sie ihm im Delirium ihres Schmerzes zugeschleudert, der Entdeckungen, welche Rache sie bereits an ihm verübt, und glaubte zugleich aus dem Sinne jener Worte errathen zu haben, daß sie noch von anderen Frauen in ihren Racheplänen unterstützt würde.

Diese Erinnerungen vermehrten noch seine Besorgnisse.

Marianna war es demnach nicht allein, mit der er einen solchen Kampf zu bestehen hatte, sondern er fühlte sich in einen ganzen Kreis geheimnißvoller, unsichtbarer Feindinnen eingeschlossen.

Seine Lage war eine ernste.

Philipp schlenderte die Champs-Elysées entlang, unter einem halb grauen, halb gelben Himmel, der ausschließlich und kraft eines Patentes auf die großbritannischen Inseln beschränkt bleiben sollte.

Er schlenderte, wie alle Diejenigen, die sich nicht darum kümmern, wenn sie ankommen, das heißt, weder zu langsam, noch zu geschwind.

In der Gegend des Carrés Marigny begegnete er einem ganz in Pelzwerk gehüllten Manne, der ihm trotz dieser dicken Schale nicht ganz unbekannt zu sein schien.

Er hatte sich nicht geirrt, es war Herr Blanchard.

VII.

Ein Diogenes in neuer Manier.

Seit jenem Ereignisse in la-Teste-de-Buch, welches Herrn Blanchard zum ersten Male mit Philipp Beyle in Berührung gebracht, hatte der Zufall sie öfters zusamengeführt; ihre gegenseitige Haltung war anfangs steif und kalt gewesen, nach und nach aber etwas ungezwungener, ja vertraulicher geworden, wie es gewöhnlich zwischen Leuten von Welt zu gehen pflegt, sobald sie beiderseitig dahinter kommen, daß sie auch Leute von Geist sind.

Sie hatten sich fast aller Orten in Paris getroffen, ganz besonders aber im Jockey-Klub. Philipp überzeugte sich sehr bald, daß Herr Blanchard ein ungewöhnliches Individuum war, und Herr Blanchard betrachtete seinerseits Philipp Beyle wiederum als einen Mann, dem nur eine kleine Dosis mehr Wohlwollen fehlte, um ein ganz ausgezeichnetes Individuum zu sein.

Als Beide sich nun in den Champs-Elysées trafen, sagte Herr Blanchard nach der üblichen Begrüßungsformel:

„Ich lese auf Ihrem Gesichte, daß mein Kostüm Sie in Verwunderung setzt —“

„O nein!“

„Daß dieses Pelzwerk mich in Ihren Augen zu einer Art von Original stempelt?“

„Keineswegs, Herr Blanchard; keineswegs.“

Man wird sich vielleicht noch von früher erinnern, daß Herr Blanchard ganz besonders danach strebte, für kein Original gelten zu wollen.

„Doch, doch,“ sagte er; „Sie sind nicht aufrichtig.“

„Ich gebe Ihnen mein Wort —“

„Nun, dann sind Sie ein Original, daß Sie Sich nicht so kleiden wie ich.“

„Das könnte allerdings der Fall sein, mein bester Herr Blanchard,“ antwortete Philipp mit dem ernsthaftesten Gesichte von der Welt.

„Gehen Sie die Champs-Elysées hinauf?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wie! Sie wissen es nicht?“

„Nein, in der That nicht; ich schlenderte nur so ohne Zweck und Ziel umher, als ich Ihnen begegnete.“

„Ohne Zweck und Ziel? So erlauben Sie mir vielleicht, meinen Weg nach dem Ihrigen zu richten?“

„Mit vielem Vergnügen,“ versetzte Philipp.

„Ich glaubte schon, in unserer Zeit gäbe es außer mir gar Niemand mehr, der ohne Zweck und Ziel umherschlendere.“

„Wie so?“

„Weil ich ein privilegirter Müssiggänger bin, wenigstens nach den Ansichten der Welt, die allerdings nicht die meinigen sind. Sie aber, ein Staatsmann, ein Diplomat —"

„Nun? Schweifen die Diplomaten etwa nicht sehr häufig ohne Zweck und Ziel umher?" sprach Philipp lachend.

„Recht hübsch, charmant gesagt; in Scribéscher Manier. — Aber Sie sind auch ein junger Ehemann?"

„Da erst recht."

„Ich verstehe Sie nicht ganz."

„Ach, mein bester Herr Blanchard, Sie, der Sie nach ergreifenden Gemüthsbewegungen umhersuchen, Leben, Unruhe, Plage haben wollen, ich kann Ihnen ein Mittel dazu angeben, daß Sie vielleicht noch nicht kennen."

„Ich bin ganz Auge und Ohr."

„Knüpfen Sie hinter den Coulissen irgend eines Theaters eine Intrigue mit irgend einer jener verführerischen Frauen an, denen das Weltleben und das Kunstleben eine Art von Doppelnatur verliehen hat, mit einer Tänzerin oder Sängerin —"

„Gisella oder Norma?"

„Versuchen Sie es einmal, eine solche Intrigue, die Ihnen Anfangs reizend wie eine Oper, leicht wie ein Ballet erscheint, ein Jahr oder achtzehn Monate fortzuspinnen, und dann lassen Sie den Gegenstand Ihrer bisherigen Phantasie seitwärts liegen —"

„Bis dahin ist es nicht sehr schwer."

„Lösen Sie den Knoten nicht, zerschneiden Sie ihn —“

„Wie Alexander.“

„Hören Sie weder auf Thränen noch Wuthausbrüche, bleiben Sie kalt und blank, wie der Stahl einer Axt, und dann —“

„Nun, dann?“

„Und dann heirathen Sie nach Verlauf einiger Zeit ein junges, schönes unschuldvolles Kind, das das Leben nur von der rosigen Seite kennt, noch nichts von Haß, Neid, Eifersucht, und wie alle diese Dämonen heißen mögen, weiß; ersuchen Sie es, sich mit ihm in jene wundervolle, unzugängliche Einsamkeit zurückzuziehen, in jene purificirten Zaubergärten Armidens, von denen jeder Mann für seine mittlen Lebensjahre träumt, abzusperren; sagen Sie es sich hundertmal des Tages, daß nichts in der Welt Sie mehr an jenes alte Verhältniß fesselt, nicht einmal mehr die Erinnerung; wiegen Sie Sich mit Hilfe dieses Bewußtseins in die holdesten Liebesträume ein — — Ach, Ihr Erwachen wird ein fürchterliches sein!“

„Wir kennen das,“ sprach Blanchard lächelnd.

„Ich bezweifle es, daß Sie es, so wie ich kennen.“

„Sie haben mir da nur mit neuen Worten ganz einfach den alten Roman, das alte Vaudeville: Frau und Geliebte erzählt, weiter nichts.“

„Mag sein; aber welch' eine Unmasse von Varianten hat dieses alte Thema!“

„Ach ja; die Rache eines Weibes ist ohnstreitig dasjenige Gefühl, welches die meisten Raffinements verträgt,

am meisten vervollkommnet werden kann. Eine Männerphantasie reicht gar nicht da hinan."

Eine Art von Schauer überrieselte Philipp bei diesen Worten.

„Ja, es ist unendlich schwer, ganz mit der Vergangenheit zu brechen!" murmelte er, wie mit sich selbst sprechend.

„Schwer, Bester? — Sagen Sie: geradezu unmöglich!" rief Blanchard.

„Unmöglich?"

„Eben so unmöglich, als sein Leben von vorn wieder zu beginnen. Man kann es eben nur fortsetzen."

Es folgte nun eine längere Pause, während welcher Herr Blanchard Philipp's ausdrucksvolle Physiognomie verstohlen beobachtete.

Nachdem Beide dreißig oder vierzig Schritte schweigend neben einander hergegangen waren, hob Blanchard zuerst wieder in einem Tone an, der von eben so viel Sympathie wie Discretion zeigte:

„Der geheime Sinn Ihrer besorglichen Aeußerungen ist vielleicht nicht so schwer zu errathen, als Sie selbst denken. Soll ich Ihnen beweisen, daß ich Sie ganz errathen habe?"

Philipp schwankte.

„Noch nicht," sprach er dann, mit einem erzwungenen Lächeln Blanchard dankend.

„Wie es Ihnen beliebt. Ich würde Ihnen meine geringe Erfahrung auf diesem Felde mit Vergnügen zu

freier Verfügung gestellt haben. Indeß, Sie ersparen mir die Rolle eines unnützen Schwätzers, und ich bin es daher, der Ihnen dafür dankbar sein muß.

„Wie so?"

„Nun ja, ein unbegehrter Rath ist das unnützeste Geschwätz von der Welt."

„Diesmal, mein lieber Herr Blanchard, hat Ihr gewohnter Scharfsinn Sie doch zu einem kleinen Irrthume verleitet."

„In wie fern?"

„Weil ich seit einigen Minuten schon darüber nachsinne, wie ich es anfangen soll, Sie um einen Dienst zu bitten."

„Einen Dienst?"

„Ja, Herr Blanchard."

„Betreffend —?"

„Je nun, — die Musik betreffend, wenn Sie wollen."

„Die Musik? — Sei es darum; ich stelle mich ganz und gar zu Ihrer Verfügung."

„Es ist nur so ein Gedanke, den ich hatte, oder vielmehr, der mir im Augenblicke erst durch den Kopf fuhr," sagte Philipp.

„Lassen Sie hören."

„Sie waren in Rußland?"

„Fragen Sie mich das vielleicht, weil ich so in Pelz eingemummt bin, wie ein sibirischer Bär?"

„Nicht doch; ich hatte kein Arges bei der Frage."

„Ich bin überall gewesen."

„Und vielleicht," fuhr Philipp aushorchend fort, vielleicht stehen Sie sogar noch in Verbindung mit Petersburg?"

„Allerdings."

„Dann müssen Sie ohne Zweifel den General Gedeonoff kennen?"

„Welchen General Gedeonoff?"

„Nun den, der speziell beauftragt ist, hier Schauspieler und Sänger für das kaiserliche Hoftheater zu gewinnen."

„Vor allen Dingen ist der nicht General."

„Nicht?"

„Er ist sogar niemals Militair gewesen."

„Gleichviel. Also, kennen Sie Herrn von Gedeonoff, oder Herrn Gedeonoff kurzweg — wenn Sie es denn durchaus so genau nehmen?"

„Sehr genau; das ist einer der feinsten Spürhunde auf Künstler, den es auf der Welt geben kann; er wittert ein brauchbares Talent auf hundert Meilen Entfernung aus."

„Ganz recht, derselbe; denn eben diese spezielle Eigenschaft ist es, die ich an ihm rühmen hörte."

„Gedeonoff wäre im achtzehnten Jahrhunderte der geschickteste und geistreichste Sergeant der französischen Garden gewesen, der jemals ein reizendes Bauermädchen verführt hat, der geriebenste Fuchs, einem reichen Geizhalse ein Testament zu seinen Gunsten abzuschwatzen; aber andere Zeiten, andere Sitten! — Heutzutage be-

gnügt er sich damit, zu fabelhaften Preisen die ersten Liebhaber des Théâtre du Gymnase, wenn sie nämlich noch keinen Bruch haben (denn es giebt einen Tarif für die Liebhaber, wie für die Jockeys), für fabelhafte Preise anzuwerben, oder der Academie royale de Musique eine pirouettirende, ballottirende, battirende, hüpfende, Minorität wegzukapern, und sie nach der Newa zu spediren."

„Das weiß ich, und indem ich Sie fragte, ob Sie Herrn Gedeonoff kennen, meinte ich damit, ob sie ihn genau kennen — mit ihm vertraut sind?"

„Sehr vertraut."

„Ob Sie in Credit bei ihm stehen?"

„Das will ich meinen. Manch' liebes Mal habe ich ihm treulich beigestanden, auf ein reines Brust-A, oder einen perlenden Triller, oder ein verführerisches Ronde-jambes Jagd zu machen."

„Demnach gilt Ihr Urtheil etwas bei ihm?"

„Er thut nichts, ohne es zu befragen."

„Wahrhaftig!"

„Es sind noch nicht sechs Monate her, daß ich ihm einen Elephanten habe engagiren lassen."

„Teufel noch einmal!" rief Philipp lachend; „ich merke, daß er die kolossalsten Rücksichten auf Ihr Urtheil nimmt."

„Nicht wahr?"

„Auch ich möchte Herrn Gedeonoff's Aufmerksamkeit auf ein künstlerisches Individuum lenken; nur freilich ist es kein Elephant."

„Das thut nichts zur Sache.“

„Und ganz besonders möchte ich mir Ihren Einfluß ausbitten, um ihm eine Frau zu empfehlen — oder vielmehr, seine Aufmerksamkeit auf sie zu lenken.“

„Eine Frau?“

„Ja; eine noch sehr junge Frau.“

„Versteht sich!“

„Ein außergewöhnliches Talent und eine berühmte Schönheit.“

„Gisella oder Norma?“

„Norma.“

„Sie wissen vielleicht nicht, lieber Herr Beyle, daß Sängerinnen zur Zeit keine sehr begehrte Waare in Petersburg sind. Wenigstens muß ihnen, um vom Kaiser Nicolaus berücksichtigt zu werden, ein europäischer Ruf vorangehen.“

„Diejenige, welche ich meine, würde in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig lassen.“

„Sehr schön. Haben Sie die Güte, mir die Dame zu nennen, damit ich ihrer bei nächster Gelegenheit bei Gedeonoff Erwähnung thun kann.“

„Ihr Name ist Ihnen eben so bekannt wie mir; es ist die Marianna.“

Herr Blanchard prallte einen Schritt zurück.

„Die Marianna!“ rief er; „die Marianna ist es, die Sie empfohlen haben wollen —“

„Nach Rußland!“ beeilte sich Philipp hinzuzusetzen.

„Verstehe; verstehe alle Worte. — Hm!“

Blanchard machte ein bedenkliches Gesicht, und Philipp sah ihn fragend an.

„Nun?" frug Letzterer.

„Unmöglich —"

„Wie?"

„Rein unmöglich!"

„Warum denn?"

„Wenigstens aus zwei Gründen."

„Der Erste?"

„Der erste — aber auch nur Sie können noch nicht wissen, was ja der ganzen musikalischen Welt schon längst bekannt und überbekannt ist! — der erste Grund also ist, daß die Marianna schon seit beinahe zwei Jahren ihre Stimme complet verloren hat."

„Sie hat sie wieder erhalten!" rief Philipp.

„Warum nicht gar?"

„Und mächtiger, klangvoller, bewundernswerther wie jemals, darauf gebe ich Ihnen mein Wort."

„Sie selbst haben sie gehört?"

„O, ja — o, ja!" murmelte Philipp mit einem, durch die Erinnerung an seine Vermählungsmesse hervorgerufenen, bitteren Lächeln.

„Das wäre etwas ganz Außerordentliches!"

„Sie werden daher begreifen, daß der Zeitpunkt kaum günstiger sein kann, um Marianna's Talent wieder in's hellste Licht zu stellen."

„Unter solchen Umständen freilich."

„Um sie wieder auf das Piedestal zu erheben, auf welchem bis jetzt noch keine Sängerin sie ersetzt hat."

„Das ist wahr, noch keine. Aber, mein bester Herr Beyle, ich sehe, daß, wenn Sie auch über Marianna's Stimme die genaueste Nachricht haben, Sie desto unvollständiger von ihren anderweitigen Verhältnissen unterrichtet sind. Erlauben Sie mir, Ihre Nachrichten zu vervollständigen, wie Sie die meinigen vervollständigt haben."

„Mit Vergnügen."

„Zunächst also: Marianna ist jetzt reich, sehr reich; fast eine Millionärin."

„Eine Millionärin? Wie so? Durch welchen Zufall?"

„Irenée von Tremeleu hat ihr bei seinem Tode sein ganzes Vermögen hinterlassen."

„Herr von Tremeleu ist gestorben?" rief Philipp, ernster werdend.

„Auf den hyèrischen Inseln, wohin ihn Marianna begleitet hatte."

„Herr von Tremeleu war ein Mann von Ehre und von Herz," sagte Philipp, der nachdenkend geworden war.

„Und dem zufolge werden auch Sie nun begreifen, daß es eben keine leichte Aufgabe ist, einer Person ein verlockendes Engagement anzubieten, welche die Verwaltung ihres großen Privatvermögens schon vollauf beschäftigt."

„Unter so bewandten Umständen bietet man es ihr allerdings nicht mehr an —"

„Sondern?"

„Man octroyirt es ihr.“

„Daß Dich die Pest! Sie gehen verdammt rasch zu Wege!“

„Haben wir nicht dergleichen Präcedenzen in Menge in den dramatischen Annalen Rußlands? Ich entsinne mich, doch mehrmals von dergleichen, auf Rechnung Sr. kaiserlichen Majestät ausgeführten künstlerischen Razzias gehört zu haben.“

„Narrenspossen!“

„Man nennt sogar die Namen mehrerer Schauspielerinnen, oder Tänzerinnen, die geradezu geraubt worden sind —“

„Die sich selbst freiwillig, und zur Privatbenutzung vielleicht von russischen Cavalieren, rauben ließen, möglich; aber für das kaiserliche Hoftheater — niemals!“

„Hm! Meinen Sie wirklich, Herr Blanchard, daß das Gewissen des Herrn Gedeonoff in dieser Hinsicht so gar subtil sei?“

„Ich bin allerdings nicht sein Beichtvater.“

„Nun, so erzeigen Sie mir den Gefallen, und forschen Sie ihn aus.“

„Recht gern, wenn Ihnen damit gedient ist.“

„Sprechen Sie zugleich mit größtem Enthusiasmus von Marianna, von der erstaunenswerthen Wiedergeburt ihrer Stimme, ihres himmlischen Talentes — was weiß ich alles. Er wird darüber frappirt sein, dessen bin ich gewiß!“

„Der Erfolg würde ein viel sicherer sein, wenn er

Sie selbst hören könnte, denn, auf meine Ehre, Herr Beyle! — Sie sprechen mit einer Wärme, einer Ueberzeugung —"

Philipp biß sich auf die Lippen.

„Vorwärts!" fügte Herr Blanchard lachend hinzu; „gehen Sie mit der Sprache heraus: nicht wahr, es wäre Ihnen gar nicht unlieb, wenn Marianna geraubt oder gewaltsam entführt würde?"

„Aber, Herr Blanchard —"

„Versteht sich, im Interesse der Kunst! wie der Vater der Debütantin zu sagen pflegt. Diesmal überschreite ich Ihre Erlaubniß, und bin so frei, Sie ganz und gar zu errathen. Desto schlimmer für Sie, mein bester Herr. Uebrigens bin ich in dieser Beziehung in derselben Lage wie Sie: auch ich bin dieser Marianna keineswegs grün; sie hat diesem guten, wackeren Irenée viele Leiden verursacht, und ich grolle ihr deshalb bitter. Daß er ihr verziehen hat, das war seine Sache. Ich aber habe keine Ursache, meinem Grolle zu entsagen. Und dann — — —"

„Vollenden Sie," sprach Philipp, als er bemerkte, daß Herr Blanchard stockte.

„Und dann, was Sie mir so eben von ihr zu verstehen gegeben haben, setzt diesem Charakter, der mir von jeher antipathisch war, die Krone auf. Ein Opfer ist schon mehr als genug im Leben dieses Weibes. Sie soll ihre verderbenbringende Hand nicht an die Engel des Hauses legen dürfen. Die ehrerbietige und innige An-

hänglichkeit, die ich stets für Mademoiselle d'Ingrande empfand, und die ich jetzt auch auf Madame Beyle übertrage, sagt mir, daß auch ich die Verpflichtung habe, eine so unwürdige Berührung aus allen mir zu Gebote stehenden Mitteln von ihr abzuwenden."

Philipp drückte ihm wirklich ergriffen die Hand.

„Sie können demnach auf mich rechnen," fuhr Herr Blanchard fort. „Ich werde noch diesen Abend mit Gedeonoff sprechen, allerspätestens morgen. Ich werde ihn entflammen, ich werde das Andenken an die Falcon heraufbeschwören. Ich sehe ein, daß eine weite, wenn auch vielleicht unfreiwillige, Reise der Marianna sehr heilsam sein wird."

„Nicht wahr?"

„Die Schwierigkeiten sind freilich nicht unbedeutend; aber — was da! Gedeonoff hat gewisse Privilegien und Vollmachten. Er wird sich sagen: Entführen wir sie nur erst, das Andere wird sich finden! — und er wird sie entführen. Alle Tausend! man ist nicht für nichts und wider nichts der Repräsentant eines Autokraten!"

„Ich danke Ihnen, Herr Blanchard; ich danke Ihnen!"

„Ich setze voraus, daß Sie schon Erkundigungen eingezogen haben werden, wo man die Marianna finden kann?"

„Freilich nicht."

„Das ist sehr wichtig, das müssen wir vor allen Dingen zu erfahren suchen."

„Ich werde mich erkundigen, werde forschen —"

„Schön, schön!“ rief Blanchard.

Und sich die Hände mit einem Lächeln der Befriedigung reibend, fügte er hinzu:

„Charmant! charmant! eine Frau mitten aus Paris entführen und verschwinden lassen, das wird mir auf mehrere Tage Unterhaltung gewähren.“

„Wie viele Dankbarkeit bin ich Ihnen schuldig!“

„Das mag leicht der Fall sein; vor der Hand aber rathe ich Ihnen, diese Dankbarkeit noch bis auf anderweiten Befehl auf sich beruhen zu lassen, denn wir haben es mit einem starken Feinde zu thun.“

„Wem sagen Sie das?“ murmelte Philipp.

Etwa eine Stunde mochte so im Gespräche verflossen sein.

Philipp meinte, daß es sowohl Klugheit wie gute Sitte erheische, für diesmal nicht weiter zu gehen.

„Ich fürchte, mein werther Herr Blanchard, daß ich Ihre Zeit auf unbescheidene Weise in Anspruch genommen habe,“ sagte er.

„Sie sehen daraus, daß man manchmal sehr wohl daran thut, ohne Zweck und Ziel umher zu schlendern, und daß man damit zuweilen sogar rascher zum Ziele gelangt, als wenn man schnurgerade darauf los galoppirt.“

„Ganz gewiß, und ich hoffe, daß mir der Zufall wieder so günstig sein werde, wie heute.“

„Sie dürfen nur wollen.“

„Wo kann ich Sie wiedersehen?“

„Ueberall, im Club, bei Ihnen.“

„Wenn ich Ihnen nun aber eine wichtige und eilige Mittheilung zu machen hätte?“

„Parbleu! dann schreiben Sie mir.“

„Ganz recht; aber wohin?“

„Ei, Wetter! daran habe ich gar nicht gedacht!“ sagte Blanchard ganz laut zu sich selbst.

„Wo wohnen Sie?“ frug Philipp noch einmal, der glaubte, Blanchard habe ihn nicht gehört.

„Ich wohne gar nicht.“

„Ich drücke mich vielleicht schlecht aus: wie ist Ihre Adresse — hätte ich fragen sollen.

„Meiner Treu! das ist ja eben die Frage, deren Beantwortung mich in so große Verlegenheit setzt.“

„Wäre ich vielleicht indiscret gewesen?“

„Nicht im Geringsten! Sie sehen mich nur in der größten Verlegenheit, Ihnen sagen zu sollen, was ich selbst nicht weiß.“

„Was Sie selbst nicht wissen?“ wiederholte Philipp lächelnd.

„Auf meine Ehre!“

„Ach ganz recht; ich vergaß, daß Sie sich auf höchst geistreiche Weise einen exceptionellen und ganz unabhängigen Fußsteig durch's Leben vorgezeichnet haben.“

„Ja, ja, ich weiß recht wohl, daß man mich phantastisch, zuweilen sogar sehr lächerlich findet, während ich doch in Wahrheit nur die eingefleischte Einfachheit und Logik bin.“

„Indessen werden Sie mir doch zugeben, Herr

Blanchard, daß ein Mann, der selbst nicht weiß, wo er wohnt, und wenn sein Reichthum auch ein noch so colossaler wäre —"

„Ihrer Meinung nach, einem Narren gleicht, wollen Sie sagen?"

„Keineswegs; höchstens — etwas excentrisch ist."

„Beruhigen Sie Sich, mein vortrefflicher Herr Beyle; so ganz und gar ohne Dach und Fach, wie ein Excommunicirter des Mittelalters, bin ich denn doch nicht."

„Wahrscheinlich bewohnen Sie eine jener geheimnißvollen Bonbonnieren, die einer Ihrer Vorfahren unter Rosenguirlanden und Geisblattlauben versteckt hat, mit Fuchsangeln umgeben, von eisernen Stacheln vertheidigt, ganz am Ende des Faubourg Saint-Germain gelegen, noch jenseits der Fremden-Missionen; ich kann Ihnen das nicht verdenken."

„Da befinden Sie Sich in einem starken Irrthume. Meine Ahnherren, da Sie einmal die Güte haben, diese würdigen Gespenster wieder vom Tode aufzuerwecken, haben mir in der That drei oder vier Häuser hinterlassen; wenigstens behauptet es mein Notar, der sie für mich verwalten läßt, denn was mich betrifft, so weiß ich nicht einmal in welchem Stadtviertel, in welcher Straße diese Grundstücke liegen, und Gott bewahre mich vor dem Gedanken, nur ein einziges davon jemals bewohnen zu müssen!"

„Sie ziehen unsere großen prachtvollen Hôtels vor, mit allem Comfort des Reichthums?"

„Noch viel weniger!“ rief Herr Blanchard aus. „Ich, jetzt noch in einem Hôtel wohnen, mich der Obhut fremder Personen, mir unbekannten Schlössern anvertrauen? in einer Bettstelle ruhen, die ihre käufliche Gastfreundschaft schon so vielen Emigrationen angeboten hat? in der Nacht der Gefahr ausgesetzt sein, durch einen Lärm über seinem Kopfe oder unter seinen Füßen, aus dem süßesten Schlummer aufgeschreckt zu werden? Das könnte mir doch nicht einfallen!“

„Aber, Herr Blanchard, wohnen muß man denn doch irgendwo, sei es in seinem eigenen oder in eines Anderen Hause. Einen Mittelweg giebt es da nicht.“

„Aha! das war es nur, was ich von Ihnen hören wollte. Also, Sie meinen wirklich, es gäbe keinen Mittelweg? Nun denn, ich habe ihn gefunden!“

„Ich muß Ihnen wohl glauben, obschon ich, ehrlich gestanden, nicht das Mindeste von Dem verstehe, was Sie mir da sagen.“

„Beeilen Sie nur ein klein wenig Ihre Schritte.

„Sei es,“ erwiderte Philipp, rascher ausschreitend.

„Noch bevor fünf Minuten um sind, wird Ihr Wunsch erfüllt sein, zu wissen, wo ich wohne — wenigstens heute.“

„Oho!“

„Ich kann Ihnen aber nicht dafür einstehen, daß Sie zugleich auch erfahren, wo ich morgen wohnen werde.“

„Ich gestehe Ihnen, daß Sie meine Neugierde immer mehr rege machen.“

Sie waren mittlerweile bis an's Ende vom Carré-Marigny gekommen.

Es ist bekannt, daß dieser weite Raum den Seiltänzern, Thierbuden und anderen derartigen Sehenswürdigkeiten vorbehalten ist, die sich zu gewissen Zeiten des Jahres daselbst eben so breit, wie laut machen.

In dem Augenblicke, von dem wir sprechen, befand sich aber auf dem ganzen Carré ein einziger sechsrädriger Wagen.

Dieser Wagen war allerdings nach dem kolossalen Muster jener Wagen zugeschnitten, die gewöhnlich als Transportmittel einer gesammten Kunstreiter- oder Seiltänzerfamilie dienen. Eine dünne Rauchsäule, die aus einem schwarzen Rohre emporstieg, deutete an, daß diese neumodische Arche bewohnt sei.

Auf einem Anschlagzettel waren mit großen Buchstaben die Worte zu lesen: Heute keine Vorstellung.

Unmittelbar vor diesem Waggon blieb Herr Blanchard stehen.

Er berührte einen metallnen Knopf, worauf man den feinen hellen Ton einer Klingel im Innern vernahm.

Augenblicklich erschien ein elegant gekleideter Lakay, oder sprang vielmehr aus dem ungeheuren Fuhrwerke hervor, wie ein Teufelchen aus einer jener Attrapendosen.

Bei'm Anblicke der beiden Besucher ließ er einen Fußtritt herab.

„Haben Sie die Güte, einzusteigen," sprach Herr Blanchard zu Philipp Beyle.

„Wie denn? da hinein?“

„Nun ja, da dies meine Wohnung ist.“

„Sie scherzen wohl nur?“

„Keineswegs! Erlauben Sie, daß ich Ihnen den Weg zeige.“

Herr Blanchard stieg zuerst in den Kasten hinauf.

Philipp folgte ihm natürlich nach.

Nachdem man durch einen Gedanken von Vorzimmerchen geschritten, dessen Umfang durch eine perspektivisch gemalte Colonnade mit duftig blauer Ferne auf das Täuschendste vergrößert war, traten die beiden Herren in einen kostbar decorirten und meublirten Miniatursalon.

Philipp Beyle wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte.

So einfach und bescheiden das Aeußere dieses ambulanten Wohnhauses, so trefflich es auch berechnet war, durch nichts die Neugier der Gaffer und Pflastertreter zu erregen, zeigte dessen Inneres doch den glänzendsten Tabernakel, den Kunst und Industrie jemals den Göttern des Luxus und der Bequemlichkeit oder mit einem Worte dem Götzen des Comforts errichtet hatten.

Wir erlauben uns bei dieser Gelegenheit, denjenigen unserer Leser, die es noch nicht wissen, mitzutheilen, daß ganz kürzlich erst einer der ehemaligen Minister Frankreichs, jetzt wieder Historiker geworden, wie er es früher war, der Behufs seiner topographischen Studien zu vielfachen und langen Reisen genöthigt war, sich einen gleichen Wagen, oder Salon-Waggon hatte construiren las-

sen, der ihm zu gleicher Zeit den Doppelvortheil gewährte, als Reisegelegenheit und als angenehmer Aufenthaltsort zu dienen.

Schon ein halbes Jahrhundert früher hatte Ludwig XVI., bedauernswerthen Andenkens, einen ähnlichen Kasten zu seiner projektirten Flucht bestellt, ein plumpes, aus mehreren Abtheilungen bestehendes Monstrum, bestimmt die ganze königliche Familie sammt nöthigster Dienerschaft in seinem Bauche aufzunehmen. Die Maschine war aber so ungeschickt und schlecht gebaut, daß sie schon nach einigen Stationen zerbrach.

Der Waggon des Herrn Blanchard war nach seinen speciellen Angaben und, so zu sagen, unter seinen eigenen Augen construirt worden.

Herr Blanchard hatte Geschmack und Erfindungstalent. Seine, den ausgezeichnetsten Arbeitern übertragenen Ideen gewannen noch durch eine untadelhafte Ausführung. Man konnte wohl sagen, daß sein ambulantes Wohnhaus das Meisterstück der Wagenbaukunst war. Die Trefflichkeit der Druckfedern machte jedes Stoßen und Rütteln unmöglich; es waren keine metallenen Federn mehr, es waren elastische Bänder. Seidene Tapeten von wahrhaft mittelalterlicher Schwere mit starker Wattirung dahinter, und Teppiche, so dicht und weich wie normännisches Ackerland, verminderten das Gerassel und Geklapper bei'm Fahren; außerdem konnten die kleinen Fenster noch von außen und innen durch dichte Läden verwahrt werden.

Sogar die starken Spiegelscheiben waren, nach russischer Mode, doppelt.

Wunderwerke der Kunsttischlerei: ein Tisch, den man je nach Bedarf in den verschiedensten Dimensionen vergrößern, und ebenso auf den Umfang des niedlichsten Toilettentischchens verkleinern konnte; in Facetten geschliffene Spiegel, die so einander gegenüber angebracht waren, daß sie die Räumlichkeiten scheinbar in's Unendliche vervielfältigten; treffliche Gemälde; eine auserlesene Bibliothek klassischer Werke in den kostbarsten Einbänden von Niédrée und Duru; Waffentrophäen, in den Ecken förmliche Büsche von Girandolen — das war es, was Herrn Blanchard's Salon den Blicken darbot, als er Philipp Beyle in denselben einführte.

Und Alles das entfaltete sich wie eine Blume, in einer brillanten, von oben einfallenden Beleuchtung, deren Intensität ebenfalls nach Belieben vermehrt oder vermindert werden konnte.

Die benöthigte Anzahl Pferde, an verschiedenen Punkten von Paris stationirt, setzte diese Maschine in Bewegung, deren Aeußeres, wie schon gesagt worden ist, durch nichts die inneren Herrlichkeiten verrieth und in den Augen des Publikums eben nur wie einer jener Transportwagen von Sehenswürdigkeiten, oder von Eisenbahngütern erschien.

Herr Blanchard verpflanzte demnach, so zu sagen, die nomadischen Sitten der Araber mitten in unsere Civilisation; nur mit dem Unterschiede, daß sein Zelt, statt

konisch und einfach zu sein, viereckig und mit allem Raffinement des Luxus ausgestattet war.

Das war es, was Herr Blanchard Philipp Beyle zu erklären bemüht war, als sich beide auf üppigen Klappfauteuils niedergelassen hatten.

„Ehrlich gestanden, Herr Beyle,“ sagte er, „giebt es für einen Garçon, oder einen Wittwer, genug für einen einzelnen Mann, den nichts an denselben Ort fesselt oder wieder dahin zieht, einen tyrannischeren Gebrauch als den, der ihn nöthigt, einen festen Wohnort zu haben? Ist es nicht tausendmal besser, so wie ich, überall und nirgends zu wohnen?“

„Ich gestehe Ihnen, Herr Blanchard, daß ich nicht im Stande bin, mir im Augenblicke über alle Vortheile oder Nachtheile Ihres Systems vollständig Rechenschaft zu geben. So bequem und so elegant dieses voluminöse Fuhrwerk, oder diese compendiöse Wohnung auch sein möge, scheint es mir doch immer, daß ein gutes, festes Haus, von schönen Steinen solid aufgeführt, ihm vorzuziehen sein wird.“

„Von wem? Von Routiniers, von Gewohnheitsmenschen, von Leuten, denen jeder Fortschritt, jede Verbesserung Schrecken und Entsetzen einflöß't. Ein festes Haus bewohnen, das heißt, sich eine Menge Verlegenheiten bereiten, Langeweile, Zwang und Unbehaglichkeit, die endlich zur wahren Marter werden können. Glauben Sie nicht, daß ich übertreibe, oder daß mich nur die Sucht nach Originalität so sprechen läßt; Sie wissen, wie sehr

ich diese Originalitätsjägerei hasse, und nur das Nützliche, das Praktische und Bequeme im Auge behalte. Ein Beispiel wird meine Behauptung bestätigen: ich komme aus dem Klub; ich bin gezwungen, bis zu meinem Hause zu gehen, oder mich dahin fahren zu lassen, gleichviel; wenn dieses mein Haus um etwa zehn, funfzehn Minuten entfernt ist, so verliere ich eben so viel Zeit, die ich in vollkommener Passivität zubringe, während welcher ich nicht thun kann, was mir beliebt, keinen eigenen Willen habe, sondern von dem eines einfältigen Kutschers abhänge. Kommt mich die Lust an, eine Tour in's Boulogner Hölzchen, oder weiter hinaus, auf's Land zu machen, so erheischt das erst eine langweilige Reihenfolge von Anstalten und Maßregeln, die ich zu treffen habe, um wieder vor Einbruch der Nacht in mein Haus zurückzukehren. Genug, was ich auch thue, wohin ich auch gehe, ich bin nur ein auf Zeit aus dem Gefängnisse Entlassener, ein Sklave meines sogenannten Hauses. Was sagen Sie dazu?"

Philipp antwortete nur durch ein Gelächter.

„Mein Haus! mein Haus! Ich begreife nicht, wie es Menschen geben kann, die diese beiden Worte mit wahrhaftem Wohlbehagen, mit einem Ausdrucke von Glückseligkeit sprechen können! Wie gesagt, viel richtiger müßte es heißen: mein Gefängniß. Der Mensch, der ein eigenes Haus hat, kann außerhalb desselben nicht leben, nicht frei athmen; sein Wollen und Begehren, sei es auch noch so billig und gering, wird immer von dieser Stein-

masse abhängig sein, die ihn erwartet, die ihn zurückberuft. Er mögte gern eine Reise unternehmen; aber was wird während derselben aus seinem Hause? Das will bedacht und überlegt sein. Auch erkläre ich die Redensart: ein Haus besitzen, für eine einfältige, für eine lasterhafte Redensart. Sie sind es nicht, der ein Haus besitzt; das Haus besitzt Sie."

„Ich verstehe; das ist wie mit Beaumarchais' Hündin," antwortete Philipp lachend.

„Viel schimmer; denn Beaumarchais hält seine Hündin an der Leine, Sie aber hält das Haus an der Leine. Ich habe also vollkommen Recht, mich von einem so lästigen und lächerlichen Zwange zu befreien. Statt jeden Abend gezwungen zu sein, zu meinen Laren heimzukehren, sind es im Gegentheile meine Laren, die mir überall folgen müssen."

„Ja, Sie sind die Schnecke des unbeweglichen Besitzthums."

„Was fehlt mir denn hier? Behagt Ihnen denn dieser Salon nicht so gut wie irgend ein anderer? Und nun sehen Sie Sich auch mein Schlaftkabinet an."

Herr Blanchard drückte wiederum an einen Knopf; ein Stückchen Wand schob sich zurück und Philipp erblickte einen kleinen, ebenfalls tapezirten, trappirten, wattirten, ausgepolsterten Raum, ein Sanctuarium des Gottes Morpheus, wie er es noch niemals reizender, zur Ruhe einladender, gesehen hatte.

„Mein Diener hat seine Hängematte im Vorzimmerchen," fuhr Blanchard fort. „Ich stalle ein, wo es mir beliebt. Gar oft bin ich im Sommer auf dem Boulevard des Italiens zu Bette gegangen, und habe dann die Sonne auf der Ebene von Saint-Denis von meinem Bette aus aufgehen gesehen."

„Das ist in der That reizend."

„Und welche Wonne ist es, nichts von einer unbequemen Nachbarschaft ausstehen zu müssen, nicht jeden Morgen jenen Lärm, jenes Geplärre und Geschrei, jenes Bellen und Miauen, jene Trommeln und Leyerkasten hören zu müssen, die in Paris mit dem Tage zugleich erwachen! Und giebt es ferner etwas monotoneres, dümmeres auf der Welt, für einen Mann, der ein Haus hat, als jeden Morgen, sobald er die Augen aufschlägt, dieselbe Mauer, denselben Hof, oder denselben Garten vor der Nase zu haben? Das ist ja, um den Spleen zu bekommen! Ich wechsle ewig meine Aussichten; ich zaubere mir jeden Morgen, wie der selige Herr Fenelon, einen beliebigen Horizont zur Freude meiner Augen vor."

„Ich kann nicht leugnen, daß Sie auf diese Weise mehr vom Leben genießen, wie wir; aber das erklärt mir noch nicht den Anschlagzettel, den ich außen an Ihrem — Hôtel bemerkt habe."

„Welchen Anschlagzettel?"

„Heute keine Vorstellung."

„Und doch ist das sehr leicht zu begreifen. Die

Größe und die Form meines Domicils, habe ich mir gesagt, kann mich einer Menge von Mißverständnissen, Nachfragen, Störungen aussetzen, die mich auf die Länge belästigen würden. An den Orten, wo ich anhalte, kann man mich leicht für einen Quacksalber, für einen Taschenspieler, einen Optikus, oder Gott weiß was halten. Um nun den Versammlungen Neugieriger, den Fragen und Besuchen vorzubeugen, hat mein Diener jenen permanenten Anschlag: Heute keine Vorstellung, aushängen müssen, und bis jetzt wenigstens hat diese Maßregel ihren Zweck vollkommen erreicht; noch kein Neugieriger hat mich belästigt."

„Bravo, Herr Blanchard! Sie haben auf Alles eine Antwort," sagte Philipp, nach seinem Hute greifend.

„Wo wollen Sie hin?"

„Ich muß Sie jetzt verlassen; Amelie könnte über mein zu langes Ausbleiben besorgt werden —"

„Weiter nichts? Dann setzen Sie Sich in Gottes Namen wieder ruhig nieder, Herr Beyle."

„Aber —"

„Ich bitte, behalten Sie Platz."

Herr Blanchard berührte ein silbernes Glöckchen.

Der Diener erschien.

„Anspannen!" rief er ihm zu.

Dann wendete er sich wieder gegen Philipp.

„Ich bringe Sie nach Hause."

„Das wäre zu viel Güte; ich verursache vielleicht eine Störung in Ihrer Tagesordnung."

„Nicht im Geringsten. Meine Tagesordnung, das ist mein Wille, mein Belieben. Ich beabsichtige in der Gegend des Boulevard zu speisen, und dann kehre ich heim, um mich für den Abend umzukleiden.“

„Wohin kehren Sie heim?“

„Hierher. — Ganz recht, ich habe Ihnen ja mein Toilettenkabinet noch nicht gezeigt.“

„Und dann?“

„Dann werde ich vermuthlich ein Stündchen bei den Italienern zubringen, wo ich Gedeonoff zu treffen hoffe.“

„Und Ihr — Ihr Haus wird unter den übrigen Equipagen Queue machen?“

„Das versteht sich.“

„Und unmittelbar aus der Oper fallen Sie in Ihr Bett?“

„Zuweilen geschieht das wirklich; diesen Abend sehe ich aber Gesellschaft bei mir.“

Sie sehen Gesellschaft bei sich?“

„Nun ja.“

„Wo denn?“

„Hier, zum Tausend! immer hier. Ich habe einigen Freunden Rendezvous im Foyer der Italiener gegeben, die dann bei mir den Thee trinken werden. Nur ein ganz kleiner Kreis, ohne alle Umstände. — Wenn Sie uns die Freude machen wollen —?“

„Ich danke, Herr Blanchard; wenn es mir möglich ist —“

„Keinesfalls werde ich Sie länger, als bis Mitternacht aufhalten, denn dann befinde ich mich mit meinem Hause auf der Straße nach Orleans, wohin ich morgen zu einem Diner eingeladen bin.“

„Immer besser! Wissen Sie wohl, mein bester Herr Blanchard, daß Sie am Ende im Stande wären, mich zum Proselyten Ihrer Methode zu machen.“

„Besser bald, als am Ende,“ sagte Blanchard lachend.

„Man ist nicht gleich Meister in der Diogeneskunst,“ erwiderte Philipp eben so.

„Lachen Sie nur zu; meine Ideen werden schon noch ihren Weg durch die Welt machen.“

„So lange es ihnen nicht an Pferden und Kutscher fehlt, will ich das gern glauben.“

„Und noch vor Ablauf dieses Jahrhunderts wird das menschliche Geschlecht Wohnungen nach meiner Methode haben.“

„Das wird dann wie ein universeller Wohnungswechsel aussehen.“

Herr Blanchard stand jetzt auf und reichte Philipp die Hand.

„Nun, auf baldiges Wiedersehen.“

„Wie so?“ frug Philipp überrascht.

„Sie sind vor Ihrem Hause.“

VIII.

Madame Baliveau.

Marianna hatte der Marquise von Pressigny einen zweiten Besuch abgestattet.

Wie bei'm ersten — hatte sie sich fest entschlossen gezeigt, ihren Racheplan bis zum Aeußersten zu verfolgen.

In der Zwischenzeit hatte sich jedoch ein Hemmniß dessen weiterer Ausführung in den Weg gestellt.

Die Mehrzahl der Anforderungen, die sie in Bezug auf Philipp Beyle an die Marquise gestellt, waren nicht erfüllt worden.

Es war dies ein Akt der Widersetzlichkeit ohne Gleichen in den Annalen des Ordens, und konnte für die Großmeisterin die ernstesten Folgen haben.

Auf alle Erklärungen, die Marianna von der Marquise verlangte, gab diese nur unbestimmte, ausweichende Antworten.

Marianna war zwar erstaunt darüber, bald aber errieth sie, daß die Marquise irgend einen Ausweg, ihr zu

widerstehen, ohne die Statuten zu verletzen, im Sinne — oder schon gefunden habe.

Wenn dem aber so war, warum warf sie nicht entschlossen die Maske ab? Warum gab sie sich noch so viele Mühe, Zeit zu gewinnen?

Ihr Widerstandsplan mußte demnach noch nicht vollständig organisirt sein, und folglich hatte Marianna vielleicht noch Zeit ihn zu zerstören.

Vor allen Dingen handelte es sich darum, zu erfahren, was die Marquise im Schilde führte.

An materiellen Mitteln dazu fehlte es Marianna keineswegs; denn sie war reich — sehr reich. Sie konnte sich ihre eigene Polizei halten, und sie hatte sie. Sie ordnete an, daß ihr Tag für Tag, Stunde für Stunde, ein ausführlicher Bericht über das Thun und Treiben der Marquise seit ihrer ersten Zusammenkunft mit derselben abgestattet würde.

Ihr Befehl ward vollzogen.

In diesem Berichte war nur Eines, was Marianna frappirte: die Reise der Marquise nach Epernay.

Es handelte sich darum, die Veranlassung und den Zweck dieser Reise zu erfahren, und hierauf verwendete sie alle ihre Geistesfacultäten.

Es gelang ihr.

Auf den ersten Blick mag das ungemein schwer erscheinen; und doch giebt es in dieser Hinsicht kaum eine Schwierigkeit für Denjenigen, der eine Sache richtig anzufassen weiß.

Wer erinnert sich nicht an jenes Mährchen Voltaire's, vom Philosophen Zadig, der in der Gegend eines kleinen Wäldchens spazieren geht und vom königlichen Jägermeister mit der Frage angeredet wird, ob er nicht das Pferd des Königs habe vorbei laufen gesehen?

„Es ist," antwortete Zadig, „dasjenige Pferd, welches am besten galoppirt — es ist fünf Fuß hoch, hat kleine Hufe, das Beschläge seines Kopfgestelles ist von dreiundzwanzig caratigem Golde und seine Hufeisen sind von Silber."

„Welchen Weg hat es genommen? Wo ist es?"

„Das weiß ich nicht," antwortete Zadig ferner, „ich habe es gar nicht gesehen, und ich habe niemals von ihm sprechen gehört."

Zadig sagte die Wahrheit.

Dennoch wollte ihm der königliche Jägermeister nicht glauben, und ließ Zadig vor den Richter führen.

Dort gab er folgende Auskunft:

„Wisset also, daß ich, als ich in dem Wäldchen spazieren ging, in dem weichen Erdboden Spuren von Pferdehufen erblickte; sie fielen mir durch ihre außerordentlich gleichmäßige Entfernung auf. Das ist ein Pferd, sagte ich mir, das einen vorzüglichen Galopp geht. Ich schlenderte der Spur nach und bemerkte unter den Bäumen, deren Aeste nicht über fünf Fuß vom Erdboden entfernt waren, abgerissene Blätter, woraus ich schloß, daß das Pferd gerade fünf Fuß hoch sein müsse. Weiterhin hatte es sich mit den Buckeln seines Gebisses an einem harten

Steine gerieben, und da der Stein zufällig ein Probirstein war, so erkannte ich an den Spuren, daß diese Buckeln von feinem Golde sein müßten; und eben so erkannte ich aus einigen Steinen am Boden, daß seine Hufbeschläge von Silber wären."

Durch eine Reihenfolge ähnlicher Beobachtungen, wie die Zadig's gewesen, war es Mariannen gelungen, das Geheimniß jener Reise der Marquise nach Epernay auszukundschaften.

Sie erfuhr, daß eine Ordensschwester, Namens Baliveau, in Epernay lebe.

Sie erfuhr, daß die Marquise bei dieser gewesen sei.

Aus den Erkundigungen, welche sie über diese Schwester einziehen ließ, ergab es sich, daß dieselbe, in Folge ihrer bescheidenen Stellung in der Welt, niemals im Stande gewesen sei, der Freimaurerei der Frauen irgend große oder wichtige Dienste zu leisten.

Um so mehr stand zu vermuthen, daß Madame Baliveau im Stande sei, der Marquise persönlich ein bedeutendes Opfer zu bringen, da es sich nach vielem Forschen herausstellte, daß Letztere der Schwester eine ansehnliche Geldsumme hatte auszahlen lassen.

Welcher Art konnte jenes Opfer wohl sein?

Augenscheinlich waltete irgend ein Geheimniß über dem Hause und der Familie Baliveau; die Absperrung des ersteren vom gewöhnlichen Verkehr mit der Welt, bis auf jene wenigen Piquetbesuche, die auffällige Trau-

rigkeit des Herrn und der Frau vom Hause mußten doch irgend einen Grund haben.

Nur zweierlei Ursachen konnten, Mariannens Ansicht nach, hier stattfinden.

Ruin des Vermögens? —

Oder Krankheit?

Ein geriebener Geschäftsmann ward bezahlt, um Erkundigungen über den Stand der Finanzen des Hauses Baliveau einzuziehen.

Ein Arzt desgleichen — in Bezug auf die Gesundheit seiner Familienglieder.

Der Geschäftsmann und der Arzt begaben sich nach Epernay.

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß beide von Mariannen mit leichter Mühe in den Untiefen der Pariser Intriguen aufgefunden wurden, in denen so manche entartete Intelligenzen sich im Schmutze wälzen.

Noch vor Ablauf von acht Tagen statteten Beide Mariannen Bericht über das Ergebniß ihrer Sendung ab.

„Es ist Zerrüttung des Vermögens,“ sagte der Geschäftsmann.

„Es ist Krankheit,“ sagte der Arzt.

„Der Mann ist dem Bankrotte nahe.“

„Die Frau leidet an irgend einem geheimen, unheilbaren Uebel.“

Da jedoch die Geheimnißthuerei der Provinz die Schlauheit und Geriebenheit der Pariser noch übertrifft, so konnte weder der Eine genau angeben, wie nahe

Herrn Baliveau's Bankrott sei, noch der Andere, worin die Krankheit der Madame Baliveau eigentlich bestehe.

Gleichwohl genügte Mariannen die erhaltene Auskunft.

Es war ihr keinen Augenblick zweifelhaft, daß die Marquise auf beide Umstände spekulirt haben müsse.

Aber zu welchem Zwecke?

Sie konnte keinen dringlicheren und wichtigeren ausfindig machen, als: die Gefahr, die dem Gemahle ihrer Nichte drohete, von diesem abzuwenden.

In wiefern konnte die Reise nach Epernay dazu die Mittel bieten? Was hatte jene Aussicht auf Bankrott — jene heimliche Krankheit damit zu thun?

Ein Bankrott — läßt sich mit Geld abwenden.

Aus einer Krankheit — ließ sich doch vielleicht ein Nutzen ziehen.

Marianna blieb, nachdem sie einmal so weit gekommen, nicht stehen; sie ging noch weiter, ja — bis sie sogar eine ganz unwahrscheinliche Entdeckung machte, die aber der Wahrheit dennoch sehr nahe war.

Es war augenscheinlich, daß die Marquise von Pressigny aus ihrer Nichte so schnell wie möglich eine Freimaurerin machen wollte, und zwar — ohne Hindernisse von Seiten Mariannens befürchten zu müssen. Beides ließ sich am Besten auf dem Wege der Erbschaft erreichen, und dazu hatte die Marquise ihre Augen auf Madame Baliveau geworfen.

Marianna schauderte vor einer so fürchterlichen Combination, von der sie freilich nicht wußte, daß der Zufall

allein sie hervorgerufen hatte. Sie glaubte, die Marquise habe das Leben dieser Frau erkauft, und sann auf Mittel, um diesen scheußlichen Handel zu nichte zu machen.

Eines Abends, als Mademoiselle Anais Baliveau aus dem englischen Gruße kam, näherte sich ihr eine alte Dame, deren Gesicht dicht in einen schwarzen Capuchon gehüllt war, in dem Augenblicke, wo sie ihre Finger in das Weihbecken tauchte, und flüsterte kaum hörbar:

„Wachen Sie über Ihre Mutter; sie trachtet sich nach dem Leben."

Der Schrecken machte Anais regungslos. Als sie wieder im Stande war, um sich zu blicken, sah sie Niemand mehr in ihrer Nähe.

Nach einiger Zeit kam ihr jedoch die Besinnung völlig zurück, so daß sie über die furchtbare Warnung reiflich nachdenken konnte. Zunächst zwar schenkte sie derselben keinen Glauben, denn in der Reinheit und Unschuld ihres Herzens erschien ihr der Selbstmord nur als die letzte und entsetzlichste Zuflucht eines, von Lastern und Verbrechen gepeinigten Gewissens; und wie wäre an so etwas bei ihrer guten, so liebevollen, so frommen Mutter auch nur im Entferntesten zu denken gewesen? — Ganz unmöglich!

Nichtsdestoweniger bemühete sich Anais nunmehr, ihre Mutter mit größter Aufmerksamkeit zu beobachten, jedes ihrer Worte, jeden ihrer Blicke zu erspähen; und nur zu bald entdeckte sie auch wirklich eine Verdoppelung der Zärtlichkeit, welche sie mit unbeschreiblicher Angst erfüllte.

Ein, für jedes eingeweihte Auge höchst peinliches, Drama begann sich nun zwischen Mutter und Tochter abzuspinnen.

Madame Baliveau zeigte sich gieriger wie je nach den Liebkosungen und dem Lächeln ihres Kindes; alle Augenblicke und bei jeder Gelegenheit schloß sie Anais in ihre Arme, herzte und küßte sie, betrachtete sie mit unendlichem Entzücken, brachte ganze Tage damit zu, sie in alle Angelegenheiten des Hauswesens einzuweihen, ihr guten Rath zu ertheilen, und zwar — in einem Tone, mit Blicken, mit einer Rührung, wie Anais sie noch niemals in solchem Grade an ihrer Mutter wahrgenommen hatte.

„Sollte man nicht meinen, liebe Mutter, Sie beabsichtigten mich zu verlassen?" sagte Anais zuweilen, sie aufmerksam betrachtend.

„Das keineswegs; aber ist es denn nicht hohe Zeit, daß ich Dich mit allen Pflichten und Obliegenheiten einer guten Hausfrau bekannt mache?"

Andere Male waren es ihre eigenen Putzgegenstände, ihr Hochzeitsschmuck, ihre Spitzen, die schwerseidenen Kleider von ehemals, die Madame Baliveau aus jenen geheimnißvollen Schränken, jenen Familienarchen, wie man sie nur noch hier und da in der Provinz findet, und in denen die Erinnerungen so vieler schönen Lebenstage, jener wichtigen Koketterien, jener rührenden Feierlichkeiten aufbewahrt werden, hervorzog. Alle diese Herrlichkeiten kramte sie aus und entfaltete sie auf dem Schooße ihrer Tochter: Perlenschnüre, die die Zeit vergilbt hatte, wun-

dervolle Guipuren, die nur einmal getragen worden waren, Taufbestecke, gestickte Taschentücher, kurz alle jene geheimen Schätze, die sogar noch den süßen, berauschenden Geruch einer schönen Vergangenheit bewahrt haben.

Und bei jedem dieser Geschenke schien Madame Baliveau von ihrer Tochter einen Freudenausbruch, eine Aeußerung froher Ueberraschung zu erwarten, und statt dessen schien Anais immer stiller und niedergeschlagener zu werden.

„Ach mein Kind!“ rief Madame Baliveau entmuthigt und tief betrübt, „Du findest alle diese altmodischen Dinge Deiner Jugend und Schönheit unwürdig, nicht wahr?“

„O meine Mutter!“ entgegnete dann wieder Anais betrübt, „wie können Sie so etwas nur denken?“

„Woher also Dein Schweigen, Deine Kälte und Gleichgiltigkeit?“

„Nun denn, wenn Sie durchans wollen, daß ich es Ihnen sage: es ist mir, als ob ich Ihre Erbschaft in Empfang nähme.“

„Welch' einen wunderbaren Einfall Du da hast!“

„Warum sich aller dieser schönen Sachen, dieses werthvollen Schmuckes berauben, mit denen ich Sie so gern noch recht oft geputzt sähe?“

„Je nun, Du wirst Dich denn bald verheirathen, und da ist es nun jetzt an Dir, zu glänzen. Möchtest Du, daß ich in meinen Jahren und mit grauem Haar mich

noch mit diesen Sächelchen herausstaffirte, die Deiner Jugend allerdings wohlanstehen — —"

„In Ihren Jahren? — Aber, liebe Mutter, wie oft habe ich nicht selbst gehört, daß alle Welt Sie noch so jung und blühend findet, als ob Sie nur meine ältere Schwester wären?"

Madame Baliveau lächelte wehmüthig.

„Glaube mir, meine liebe Anais," sprach sie, „das einzige Glück, das meiner hienieden noch warten kann, ist: mich in Dir als Frau und als Mutter wieder aufleben zu sehen."

„Und befürchten Sie denn nicht, mich als das Eigenthum eines Anderen zu sehen?"

„O, nein! denn ich weiß im Voraus, daß Du Deine Liebe zu gleichen Theilen zu spenden wissen wirst. — — Aber sieh Dir nur einmal diese Stickereien an; in ganz Epernay giebt es keine schöneren, und ich bin überzeugt, daß sie Dich zum Entzücken kleiden werden."

Anais warf kaum einen flüchtigen Blick darauf, nur um Ihrer Mutter den Willen zu thun.

„Willst Du sie nicht anprobiren?"

„Wie Sie wünschen, meine liebe Mutter."

Die Stickerei entsank den Händen der Madame Baliveau.

„Ja, ja, das ist aus der Mode gekommen," murmelte sie traurig; „ich gehe so selten aus, daß ich in der That nicht mehr weiß, was noch schön und modern ist. Vergieb mir, mein Kind. Und doch hat mir Etienne

so oft wiederholt, daß sie prachtvoll wäre. Das ist freilich schon lange her. — Arme Lumpen!"

„Liebe Mutter, ich möchte Ihnen gern einen Gedanken mittheilen, den ich gar nicht los werden kann; aber ich fürchte, Sie werden ihn thöricht, einfältig finden."

„Sage mir, was es ist."

„Ein Gedanke, der mich ohne Unterlaß verfolgt, und den ich durchaus gegen Sie aussprechen muß, sonst drückt er mir noch das Herz ab."

„Laß hören."

„Ich habe fortwährend ein Gefühl, ohne mir darüber Rechenschaft geben zu können, als ob uns irgend ein großes Unglück drohe!"

„Was willst Du damit sagen?" frug die Mutter unruhig.

„Ja, das weiß ich eben selbst nicht! — Und dann — seit einiger Zeit ist es mir, als ob Sie nicht mehr Dieselbe wären.

„Nicht mehr Dieselbe? Sollte ich, ohne es selbst zu wissen, Dir weniger Liebe gezeigt haben?"

„Im Gegentheile," flüsterte Anais scheu.

„Nun so verstehe ich Dich nicht, mein Kind, und ich muß Dich wirklich bitten, deutlicher zu sprechen. Was hast Du, Anais? was hast Du, mein Kind? Du siehst aus, als wäre Dir das Weinen nahe. Habe ich Dir, ohne es zu wollen, irgend ein Leid zugefügt?"

„Keines, liebe Mutter, durchaus keines. — Aber — seit einigen Tagen —"

„Nun, seit einigen Tagen — ?“

„Habe ich eine Angst —“

Die Mutter erbleichte.

„Angst?“ wiederholte sie.

„Ja, liebe Mutter.“

„Angst — wovor?“

Anais schwieg verlegen.

„Ich errathe, was es sein wird,“ fuhr Madame Baliveau mit erzwungenem Lächeln fort; „es ist Deine nahe bevorstehende Verheirathung, die Dir Angst einflöst. Das geht allen jungen Mädchen so, und ist mir nicht besser ergangen.“

„Nein, nein, meine Mutter; nicht die Verheirathung ist es, die mich ängstigt.“

„Nun denn, was also?“

„Entsinnen Sie Sich noch jenes Tages, an dem Sie den Besuch jener Dame aus Paris erhielten, Ihrer Pensionsfreundin?“

„O, mein Gott!“ dachte die Mutter.

„Nun sehen Sie, meine Furcht schreibt sich von jenem Tage her.“

„Aber welche Furcht denn?“

Und sie aufmerksam betrachtend, fügte sie hinzu:

„Solltest Du — uns behorcht haben?“

„O, liebe Mutter —!“

„Nein, nein, vergieb mir! ich weiß nicht mehr, was ich spreche. — Aber das ist einzig Deine Schuld, warum verwirrst Du mich mit Deinen Chimären. Nun, laß

hören: welche Befürchtung kann Dich quälen? Wahrlich, Deine Hände sind brennend heiß. Sprich, Anais, was befürchtest Du?"

„Ich fürchte — Sie bald zu verlieren," antwortete das junge Mädchen kaum hörbar.

„Ha! —"

Madame Baliveau mußte rasch an ihre Kehle fassen, um einen lauten Aufschrei zu unterdrücken.

Anais zerfloß in Thränen.

„Mich — verlieren?" stammelte endlich die Mutter, sich gewaltsam beherrschend; „und wer hat einen solchen Gedanken in Dir erwecken können? Sehe ich denn so krank aus?"

„Nein, liebe Mutter, das nicht."

„Das nicht, sagst Du?"

„Nein —"

„Nun, so ist es etwas Anderes. Was in der Welt könnte uns denn bedrohen? Beruhige Dich, mein Kind; verbanne alle diese grundlosen Hirngespinnste. Willst Du mich, willst Du Deinen Vater mit Deiner Furcht anstecken? Ich denke mir, wie es zusammenhängen wird: Du wirst irgend einen bösen Traum gehabt haben, einen jener lebhaften, ängstigenden Träume, die öfters wiederkehren, und die wir, eben deshalb nur zu leicht, geneigt sind, für Vorbedeutungen zu halten. Verbanne diese Hirngespinnste. Wenn Du Dich länger so kindischem Aberglauben hingäbest, würdest Du mich ernstlich betrüben — und das

ist doch gewiß nicht Deine Absicht, nicht wahr, mein geliebtes Kind?"

Es war Madame Baliveau gelungen, die letzten Worte mit einem so natürlichen und dabei so ruhigen, fast heiteren Ausdrucke mütterlicher Liebe zu sprechen, daß sie alle Zweifel und Besorgnisse ihrer Tochter zum Schweigen brachte.

„Lassen wir alle diese Läppchen und Putzgegenstände bei Seite," fügte sie hinzu; „sie sind Schuld, daß wir uns in eine so traurige Unterhaltung eingelassen haben."

Nachdem Alles wieder bei Seite geräumt war, rief sie im gleichgültigsten Tone von der Welt:

„Apropos, Anais!"

„Was, liebe Mutter?"

„Wie lange ist es her, daß jene Dame, die Marquise von Pressigny, mich besucht hat?'

„Es sind heute gerade vierzehn Tage."

Madame Baliveau konnte eine Bewegung der Ueberraschung nicht unterdrücken.

„Vierzehn Tage!" wiederholte sie; „bist Du dessen gewiß?"

„Ja, liebe Mutter!"

„Schon? —" flüsterte sie fast tonlos vor sich hin.

Alles, was sie in diesen vierzehn Tagen gelitten, lag in diesem einzigen Worte. — —

Im Augenblicke, da sie im Begriffe stand, das Leben freiwillig zu verlassen, fühlte sie alle Bande der Liebe, die sie an ihre Familie fesselten, mit erneuter Kraft in

sich erwachen. Ihr Mann, dem sie die sechzigtausend Francs der Marquise in Form eines unverhofften Darlehns übergeben, war seit der Zeit nicht mehr verschlossen und trübe gestimmt. Die Abende des kleinen blauen Salons waren durch eine stille Heiterkeit verschönert worden, ein Sonnenschein des Glücks und der Zufriedenheit schien sich über das ganze Haus verbreitet zu haben, der zuletzt auch auf Anais seine belebende Wirkung äußerte.

Madame Baliveau betrieb die Anstalten zur Vermählung ihrer Tochter mit Herrn Fayet-Widal, dem blonden Substituten, mit vermehrter Hast. Alles lachte endlich der armen Frau freundlich zu; selbst ihre Krankheit schien sie vergessen zu haben.

Noch eine Ueberraschung ward ihr an selbem Abende bereitet.

Es war ihr Namenstag.

Zwei Lampen mehr als gewöhnlich erleuchteten den Salon; die Porzellanvasen auf dem Kamin prangten mit schönen Blumensträußen. Auf den Gesichtern der Besucher strahlte jenes gutmüthige und discrete Lächeln, das die ehrlichen Provinzbewohner so eigenthümlich charakterisirt; man unterhielt sich nur mit halber Stimme. Eine begonnene Piquetpartie ward nur halb ausgespielt, weil man zu zerstreut war, und sich, was sonst nie geschah, von allerhand Sachen dazwischen unterhielt. Katharine ging geschäftig ab und zu. Durch die halbgeöffnete Thür sah man die weiße Schürze eines Pastetenbäckers schimmern, mit dem Katharine eine wichtige Angelegen-

heit zu verhandeln schien; dann war Herr Valiveau aufgestanden und hatte die Thüre herangezogen, als befürchte er, die Geheimnisse der Abendtafel könnten vor der Zeit verrathen werden. Mehrmals hatten sich die Blicke ungeduldig auf die Pendule gerichtet.

Endlich vervollständigte die Ankunft des Substituten, dessen Paletot ein riesengroßes Bouquet nicht ganz zu verhüllen vermochte, die Gesellschaft und ward das Signal zum Beginne des Festes.

Um Mitternacht war noch die ganze Gesellschaft im kleinen blauen Salon versammelt, ein Ereigniß, dessen man sich seit Olim's Zeiten nicht erinnern konnte. Madame Valiveau hielt die Hände ihrer Tochter zärtlich zwischen den ihrigen.

„Morgen früh," sagte sie, „werde ich in Dein Zimmer hinaufgehen, um mit Katharinen das Maß zu neuen Fenstergardinen zu nehmen. Ich habe einen Musselin mit einem wunderschönen Muster aufgetrieben; aber Du sollst ihn erst sehen, wenn die Gardinen fertig aufgesteckt sind. Es soll eine Ueberraschung für Dich und Deinen Mann sein, da Ihr uns versprochen habt, einige Zeit bei uns wohnen zu bleiben."

— — — — — — — — — — — —

Drei Tage nach jenem kleinen häuslichen Feste in Epernay erschien Marianna wieder bei der Marquise von Pressigny.

Sie forderte die Großmeisterin des weiblichen Freimaurerordens drohend auf, einen gegen Philipp Beyle

erlassenen Befehl an die Agenten des Bundes zu unterzeichnen.

Vergebens hatte die Marquise noch einmal Bitten, Vorstellungen und alle Mittel der Ueberredungskunst erschöpft; Marianna zeigte sich grausamer und unerbittlicher als je, und schon war die Marquise im Begriffe, wider Willen das verhängnißvolle Blatt zu unterschreiben, als ein Lakai eintrat und ihr einen Brief überreichte.

Bei'm Anblick des Poststempels ergriff sie ein heftiges Zittern.

Der Brief war aus Epernay.

Sie erbrach ihn, von Marianna's unruhigen Blicken beobachtet, und zog ein Blatt aus dem Couvert.

Es war der Todtenschein der Madame Baliveau.

Eine tiefe Traurigkeit bemächtigte sich der Marquise; lange verweilte ihr thränenumschleierter Blick auf der fürchterlichen Anzeige.

Eine ungeduldige, herausfordernde Bewegung Marianna's erweckte sie wieder aus ihrem Sinnen.

„Meine Nichte Amelie ist Freimaurerin," sprach sie mit fester Stimme, „und ihr Gatte ist fortan unverletzlich!"

IX.

Und trotz dieses furchtbaren Opfers war die unheildrohende Wolke, die über Philipp's Haupte schwebte, noch nicht verscheucht.

Er erhielt anonyme Briefe, mit Gift und Galle geschrieben, und mit Verläumdung überstreut.

„Sie vernachlässigen Ihre junge Frau," schrieb man „ihm unter anderem, „Sie lassen sie ganze lange Abende „bei der Marquise von Pressigny zubringen. Ist Ihnen „noch niemals in den Sinn gekommen, daß ein zu weit „getriebenes Vertrauen selbst der ehrbarsten Ehrbarkeit „mißliebig werden kann? Wissen Sie nicht, daß die „Frauen sich früher oder später für die allzugroße Frei„heit, die man ihnen gestattet, und die sie leicht für Ver„nachlässigung nehmen, revanchiren, indem sie sich selbst „Freiheiten erlauben, die man ihnen später versagt? Ma„dame Beyle war vielleicht anfangs verwundert, Sie so „überaus nachsichtig zu finden; jetzt schon möchte sie nicht „gern, daß Sie anders wären. Wenn Sie zu erfahren

„wünschen, wie viel ihr die Unabhängigkeit werth ist,
„die Ihre Sorglosigkeit ihr gewährt, so bitten Sie ein=
„einmal, Ihnen einen Abend zu schenken, den sie ihrer
„Tante zugedacht hatte. Machen Sie den Anfang mor=
„gen damit; es kann nichts schaden.

„Ein hellsehender Freund."

Es war dies der Triumph aller anonymen Briefe.

Nichts fehlte daran.

Ein kriechender, einschmeichelnder Styl, eine vorsichtige Wahl der Ausdrücke, ein Anschein aufrichtiger Sympathie, discrete Fingerzeige, eine bedeutsame Unterschrift; das Ganze glich einem Reptil, das sich langsam am Boden hinschlängelt, schleicht, seine Zeit abwartet, um dann mit Blitzesschnelle auf sein Opfer loszustürzen.

Mit verächtlichem Lächeln untersuchte Philipp die Unterschrift dieser feinen Anklage: die Hand war fest, schwerfällig, prätentiös.

Er schloß daraus, daß es das bezahlte Machwerk irgend eines öffentlichen Schreibers sei.

Aber gleichwohl, und trotzdem er sich gelobt hatte, diese Verläumdung der wohlverdienten Vergessenheit zu weihen, konnte er doch ein Gefühl des Mißbehagens nicht unterdrücken, als er am folgenden Tage Amelie zu dem Lakai sagen hörte:

„Der Kutscher soll sich für acht Uhr bereit halten; ich werde den Abend bei der Frau Marquise von Pressigny zubringen."

Der anonyme Briefsteller mußte demnach doch genau unterrichtet sein.

Fest entschlossen, jeden Keim eines unwürdigen Verdachtes in seinem Busen zu ersticken, verkündete Philipp seiner Frau am Schlusse des Dieners, daß er den Abend in die Oper gehen würde.

Nachdem er das gesagt, stand er auf und berührte Ameliens Stirn mit seinen Lippen, was für jeden wohlerzogenen Ehemann die anständigste Art ist, sich bei seiner jungen Frau zu beurlauben.

Der Eifer, mit dem Amelie ihm die Stirn zum Kusse darbot, als wolle sie seinen Abschied beschleunigen, machte Philipp so bestürzt, daß er es nicht verbergen konnte.

„Was ist Dir, lieber Freund?" frug sie.

„Nichts — eine augenblickliche Beklemmung — eine Wallung — nichts was Dich beunruhigen darf."

„Und wie Du mir das sagst, Philipp?"

Er hatte sich gesetzt.

Sie setzte sich zu ihm.

„Soll ich etwa klingeln?" frug sie.

„Nein, nein."

„Du warst aber plötzlich ganz bleich geworden; wir wollen doch lieber den Doktor holen lassen."

„Es ist nicht der Mühe werth, liebes Kind."

„Sage mir, empfindest Du irgend etwas?"

„Nicht doch, es ist schon vorüber."

„Gewiß?" frug sie mit ungläubigem Tone.

„Ganz gewiß,“ versetzte er mit einem Lächeln, aus welchem jede Spur von Mißtrauen verschwunden war.

„In der That, Du bist auch nicht mehr bleich.“

Sie fing an, ihre Handschuhe anzuziehen.

An die Stelle der liebevollen Besorgniß war sichtlich eine lebhafte Ungeduld getreten.

Man hätte sagen mögen, sie zürne der Pendule, daß sie so langsam ging. Sie setzte sich an den Kamin, die Spitze ihres zierlichen Atlasstiefelchens trommelte heftig den Takt auf das Kamingestelle, sie stand wieder auf, sie ging hin und her, sie blieb bald vor dem einen, bald vor dem anderen Spiegel des Zimmers stehen, um da oder dort noch eine Kleinigkeit an ihrer Toilette zu verbessern, wie ein Maler, der immer noch etwas an seinem Gemälde zu retouchiren findet.

Endlich trat der Diener ein und meldete, daß der Wagen vorgefahren sei.

Ein kleiner Ausruf der Befriedigung entschlüpfte Amelie.

Sie eilte auf die Thüre zu, kehrte aber plötzlich noch einmal zu Philipp zurück.

„Es ist Dir doch auch gewiß nichts mehr?“ frug sie liebevoll.

„Gewiß nicht.“

„Du hattest mich erschreckt.“

„Beruhige Dich; es ist mir viel besser.“

„Nur besser?“

„Nein, nein, es ist mir wieder ganz wohl, verlaß Dich darauf.“

„Denn, wenn Du wirklich unwohl wärest, so würde ich Dich unter keiner Bedingung allein lassen,“ sprach sie, ihre Sammtmantille höher auf die Schultern ziehend.

„Wenn ich Dir sage, daß Du ganz ruhig sein kannst!“

„Also darf ich zu unserer Tante gehen?“

„Kind! als ob es dazu erst meiner besonderen Erlaubniß bedürfte!“

Sie ging, aber an der Thürschwelle wendete sie sich noch einmal um, und warf Philipp einen Kuß zu.

„Ich bin ein Narr, und meine Frau ist ein Engel!“ sagte er, als er allein war; „eifersüchtig, ich, schon wenige Tage nach der Vermählung! Mein Verdacht ist eine wahre Beleidigung Ameliens, und ich verdiene mein Glück gar nicht.“

Er eilte in die Oper und lachte sich selbst recht herzlich wegen seiner ersten ehelichen Grillen aus.

Am anderen Morgen erhielt er gleich nach seinem Erwachen wieder ein anonymes Billet.

„Ein Weiser würde es zerreißen, ohne es zu lesen,“ sagte er sich selbst.

Einige Minuten blieb er unentschlossen, die Daumen auf das Siegel gedrückt.

Eine Fluth von Gedanken stürmte auf ihn ein.

„Und warum würde ein Weiser es ungelesen zerreißen? Um sein Vertrauen nicht erschüttert zu sehen.

Jedenfalls würde das beweisen, daß der Weise nicht sonderlich viel Muth besitzt. Das Billet nicht lesen, das heißt, etwas darin voraussetzen, was mein Vertrauen erschüttern könnte — ich lese es!"

Und wiederum ließ sich Philipp von einer Wallung seines Gehirns hinreißen, statt der Stimme des Herzens zu gehorchen.

Das Billet war noch kürzer als das vorige:

„Ihre Gleichgiltigkeit scheint meines Eifers spotten zu „wollen. Da es Ihnen unnöthig, oder unmöglich dünkte, „Madame Beyle gestern Abend zurückzuhalten, so fragen „Sie sie wenigstens, wo sie den Abend zugebracht.

„Der hellsehende Freund."

„Das läßt sich eher hören," sagte Philipp; „einem Freunde kann man schon eine kleine Concession machen. Zudem erheischt ja schon die Artigkeit eine solche Frage."

Er nahm sich vor, sie bis zum Frühstück aufzusparen.

Die Gatten saßen schon einige Zeit am Frühstückstisch, da plötzlich rief Philipp in einem Tone, als wolle er sich zugleich eines Verstoßes gegen die Höflichkeit anklagen:

„Ich habe ja noch nicht gefragt, wie sich Deine Tante befindet!"

„Noch ein kleiner Rest ihres nervösen Kopfwehes, aber nur ganz unbedeutend."

„Du hast sie gestern gesehen?"

Amelie blickte Philipp verwundert an.

Er verbesserte sich:

„Ich will sagen: Du warst gestern bei ihr?“

„Das weißt Du ja doch.“

„Es ist wahr.“

Ameliens verwunderter Blick, ihr Ton, waren so schlicht und natürlich — eine Verstellung war gar nicht denkbar.

„Mein hellsehender Freund macht sich über mich lustig,“ sagte er zu sich selbst; „ich habe ihm den Willen gethan, habe die gewünschte Frage gestellt, und eine Antwort erhalten, wie ich sie mir nicht beruhigender wünschen kann. Ganz entschieden, ich mache mich lächerlich, wenn ich nur noch im mindesten —“

Und dennoch blieb Philipp nachdenkend, zerstreut.

Und wiederum schwiegen beide Gatten einige Minuten.

„Hatte sie Besuch?“ frug er dann wieder plötzlich.

„Wer?“

„Die Marquise von Pressigny.“

„Du weißt ja, lieber Freund, daß sie nur Mittwochs empfängt, und gestern war Freitag.“

„Ach ja, ganz recht!“

„Welch’ eine seltsame Art der Unterhaltung Du diesen Morgen führst, Philipp!“

„Verzeihe, liebe Amelie; ich bin ein Wenig zerstreut.“

„In der That,“ rief sie lachend, „das merke ich!“

„Solltest Du wohl glauben, daß ich gestern Abend in der Oper, noch bis zum letzten Takte einen Schimmer von Hoffnung hegte?“

„Was für eine Hoffnung?“

„Daß Du noch mit der Marquise in's Theater kommen würdest."

„Ach nein! wir waren viel zu sehr beschäftigt," rief Amelie unbesonnen.

Sie hatte das Wort noch kaum ausgesprochen, als sie es schon bereuete.

Philipp blickte sie forschend an.

Sie erröthete und verlor die Fassung.

„Es ist vielleicht indiscret von mir, wenn ich mich nach der Art dieser Beschäftigung erkundige?" sprach Philipp so ruhig wie möglich.

„Und — warum?" stotterte Amelie.

„Ja — ich weiß es nicht."

„Meine Tante hat keine Geheimnisse."

„Und Du?"

„Ich?"

„Ja, Du."

„O — ich eben so wenig," erwiderte Amelie mit erzwungenem Lächeln; „was soll ich denn für Geheimnisse haben? Hast Du vielleicht Lust, die seltsame Unterhaltung von vorhin fortzusetzen?"

„Also — Du und Deine Tante, Ihr waret Beide gestern Abend sehr beschäftigt?"

„Nun ja — Werke der Wohlthätigkeit."

„Das ist sehr lobenswerth."

„Aber, mein Himmel! weißt Du denn nicht, lieber Freund, daß wir beide, die Tante und ich, mehreren wohlthätigen Vereinen angehören? Dem Vereine des

heiligen Franziscus von Paula, für Waisenmädchen, für junge Blinde — "

„Ja, ja, ich weiß."

„Und — da fällt mir eben ein, daß ich mich eines großen Unrechtes gegen Dich anzuklagen habe — "

Philipp horchte auf.

„Ich habe Dich, ohne vorher um Deine Einwilligung zu fragen, als Stifter einer Kinderbewahranstalt einschreiben lassen."

„Was Du sagst!"

„Ja, lieber Freund!"

„Du hast sehr wohl daran gethan, liebe Amelie," sprach er, ihr galant die Hand küssend. „Aber — kommen wir wieder, wenn Du nämlich nichts dagegen hast, auf Eure gestrige Beschäftigung zurück."

„Recht gern."

„In welcher Art waren Eure Wohlthätigkeitswerke?"

„Je nun — in welcher Art sollten sie denn sein? Armenunterstützungen — "

‚Aha! — und — außerhalb des Hauses?"

„Freilich."

„Das Billet! das Billet!" dachte Philipp.

Und so harmlos wie möglich fuhr er fort.

„Ihr seid also ausgegangen?"

„Ja wohl!"

„Zusammen?"

„Ganz natürlich!"

„Ich wußte es," sagte Philipp mit politischem Lächeln.

„Von wem?“ frug Amelie, mehr verwundert wie beunruhigt.

„Man hat Euch gesehen.“

Amelie hatte Zeit gehabt, sich wieder vollständig zu erholen.

Auch sie heftete jetzt ihre Blicke schärfer auf Philipp, aber mit einem neckenden Ausdrucke.

„Weißt Du wohl, mein theurer Freund,“ sprach sie, „wie man diese Art von Unterhaltung, die Du so eben mit mir führst, mit ihrem richtigen Namen zu bezeichnen pflegt?“

„Nun?“

„Ein Verhör.“

„Liebe Amelie —“ stotterte Philipp protestirend.

„Ein wirkliches und leibhaftes Verhör, sage ich Dir.“

„Du legst meinen ganz harmlosen, nichtsbedeutenden Fragen einen Sinn unter —“

„Philipp, laß uns offen sein!“

„Ich verlange es ja nicht besser; fange Du an.“

„Gestehe, daß Du neugierig geworden bist.“

„Keineswegs, aber ich könnte es werden.“

„Wie so?“

„Das hängt ganz von Dir ab, Amelie.“

„Von mir?“

„Von Dir. Du darfst mir nur einen einzigen Deiner Schritte verheimlichen —“

„Wirklich?“ rief die junge Frau, ernster werdend.

„Macht Dich das nachdenklich?“

„Allerdings.“

„Und wenn ich nach Deinem Gesichtsausdrucke schließen darf, so sind Deine Gedanken darüber sogar etwas melancholischer Art?“

„In der That; denn ich dachte in diesem Augenblicke zum ersten Male an Deine Autorität, an die Rechte und die Gewalt, die Dir die Verheirathung über mich verleiht.“

„Liebe Amelie, ich hoffe, Du scherzest nur.“

„Ein Angeklagter pflegt sonst nicht vor seinem Verhörsrichter zu scherzen.“

„Amelie! das war ein boshaftes Wort. Wie! Meine Fürsorge für Dein Wohl wäre in Deinen Augen nur Mißtrauen, meine Zärtlichkeit nur eine Inquisition? Nein, nein, das kann Dein Ernst nicht sein, Amelie. Seit wann dürfte denn nicht mehr die höchste Vertraulichkeit zwischen Gatten herrschen?“

„Seitdem diese Vertraulichkeit dem Einen als Mittel dient, um absurde Nachrichten oder Mittheilungen zu controliren.“

„Was willst Du damit sagen?“

„Daß es mir höchst seltsam erscheinen muß, Philipp, von Dir über Dinge ausgefragt zu werden, die Dir schon bekannt sind. Was nun aber Diejenigen betrifft, die Dir noch nicht bekannt sind, so werden die Personen, die mich gesehen haben wollen, Dir sie ohne Zweifel ebenfalls noch mittheilen, und allem Anscheine nach, wirst Du ihnen dann auch mehr Glauben schenken als mir.

Du kannst Dir also die Mühe eines fernerweiten Verhörs ersparen; ich wenigstens werde mich demselben nicht mehr aussetzen.“

Etwas von dem Ansehen und der Würde der Gräfin d'Ingrande lag im Tone und Ausdrucke dieser Worte; Amelie konnte ihre Mutter in diesem Augenblicke nicht verleugnen.

Philipp bemerkte es, und ward finster.

„Demnach also,“ sprach er, „nimmst Du von heute die Möglichkeit an, daß ein Geheimniß zwischen uns obwalten könne?“

„Ich werde Dir niemals ein Geheimniß aus Dem machen, was nur mich allein betreffen wird.“

„Du bedienst Dich gewisser Ausdrücke und Sprachwendungen, liebes Kind, die sehr nach Diplomatie schmekken. Laß uns unseren Vertrag in deutlicheren, offeneren Worten abfassen: Was wirst Du mir mittheilen, und was nicht?“

„Meine Pflicht ist es, Dir Alles zu sagen, wonach Du fragst, Philipp; ist es aber Deiner würdig, mich nach Allem zu fragen?“

Diese Antwort war mehr wie jede andere geeignet, sein Mißtrauen zu vermehren.

Er schwieg.

Er wollte einen Kampf nicht länger fortsetzen, dessen Ausgang ihm noch ungewiß schien; ja, vielleicht bereuete er schon, sich überhaupt so weit darauf eingelassen zu haben. Worauf konnte er in der That seinen Verdacht

begründen? Welche Beweise hatte er, um irgend eine Anklage daraus zu folgern? Anonyme Briefe — die verächtlichsten Mittel gewöhnlicher Verläumder! — weiter nichts!

Dennoch hatten diese Briefe ihren Zweck nicht verfehlt.

Ameliens Verlegenheit, ihr Erröthen, ihre abgebrochenen Antworten, alles das waren Dinge, die sich fest in Philipp's Gedächtniß einprägten, um nie wieder daraus zu weichen.

Es war Mariannen gelungen, sein Glück für immer zu vergiften.

X.

Die Nacht war schwarz und finster, wie ein Trauerspiel von Crébillon dem älteren.

Alle Glocken von Paris hatten bereits die neunte Stunde verkündigt, als ein Coupé auf den Boulevard der Invaliden einbog.

Diesem Coupé folgte in wohlberechneter Entfernung ein Miethcabriolet.

Die Vorübergehenden fingen schon an seltener in diesem Stadtviertel zu werden, wo ohnedies schon, wenn nicht besondere Ereignisse stattfanden, die Passage eine höchst spärliche war.

Perigueux und Marseille liegen weniger entfernt von Paris, als der Boulevard der Invaliden — dieser majestätische, breite Gürtel des Faubourg Saint-Germain, der noch ganz das feierliche Gepräge vergangener Zeiten an sich trug.

Dieser Boulevard, der Schrecken aller Fiaker und Citadinenkutscher, fängt nicht sowohl am Ufer der Seine

an, sondern noch etwas früher — am äußersten Ende der seltsamen und willkürlichen Bauwerke des seligen Mr. Hope, das heißt, an der Ecke der Straße von Grenoble, zieht sich unter einer doppelten Allee von ungeheuren Bäumen, mit breiten Trottoirs zu beiden Seiten, bis zur Barrière du Maine hin, wo er sich unter dem Namen des Boulevard Montparnasse bis in die friedlichen Regionen des Observatoriums weiter erstreckt.

In dieser Ausdehnung zieht er sich nach und nach an einer ziemlichen Anzahl religiöser Anstalten vorüber, die wesentlich dazu beitragen, ihm jenen ausschließlichen, grandiosen, abgeschlossenen Charakter des Zeitalters Ludwigs XIV. zu bewahren.

Zuerst, links, der schweigsame, comfortable erzbischöfliche Palast; dann das Kloster zum heiligen Herzen Jesu, das einen ungeheuren Raum einnimmt und von einer hohen Mauer umgeben ist, über welche man die Baumwipfel eines wahrhaft königlichen Parks im Winde hin- und herschwanken sieht. Die Religion, die Wissenschaft und die Poesie wiegen unter diesen Lauben und Bogengängen die einstigen Titularen der reichsten Pfründen Frankreich's in stolze Träume ein. Dann folgt das ungleich bescheidenere Asyl der Brüderschaft der christlichen Lehre, deren schwarze Phalanxen man oft langsam und sinnend durch die Umgegend von Issy wandeln sieht.

Weiterhin, in der Höhe der Straße von Sèvres, kommt das Institut der jungen Blinden, weit und breit berühmt, oder auch berüchtigt, durch die ewig aus ihm

erschallenden musikalischen Versuche. Noch weiter, das sogenannte Haus der Vögel, ein Mittelding zwischen einem Kloster und einem Pensionate, zwischen Religion und Welt, und das sich ungefähr zum Kloster des heiligen Herzens verhält, wie die Geldaristokratie zum Geburts-Adel.

Wenn man an einem Sonntage über den Boulevard der Invaliden geht oder fährt, kann man mit Bestimmtheit darauf rechnen, wenigstens eine halbe Meile lang von einem Concert frommer, jugendlicher, silberheller Stimmen begleitet zu werden. Die Accorde der Orgel brausen über die Wipfel der Gärten dahin, die Choralnoten schwingen sich empor in die Lüfte und verhallen in der Ferne.

Die rechte Seite des Boulevard's ist die einsamste: die Mauern des Invalidenhôtel's, ausgedehnte Holzhöfe und Zimmerplätze, hier und da ein bescheidener, mit Schiefer gedeckter Pavillon, oder ein kleines, aus einem Erdgeschoß und einer Mansarde bestehendes Häuschen — der aufgegebene Schlupfwinkel irgend eines lüderlichen Generalpächters; weiter wird man kaum viel mehr zu sehen bekommen.

Die eigenthümlichen Sitten und Gebräuche dieses Faubourg's sind, seltsamerweise, Denen am allerwenigsten bekannt, die ihn bewohnen, denn es sind zum größten Theile Beamte der Ministerien und Dicasterien, bescheidene Rentiers — Leute, die wenig geneigt sind, einen Blick auf die Natur zu werfen, welche das Spazierengehen nur

vom diätetischen Gesichtspunkte aus betrachten und die nichts so sehr fürchten, als sich auf ihren Geschäftsgängen durch Andere aufgehalten zu sehen. Wenn daher die Liebe zur Familie, die Anhänglichkeit an das „zu Hause sein“ irgendwo in Paris noch zu finden sein soll, so muß es unter diesen entlegenen Zonen sein, wo die Thüre eines jeden Hauses regelmäßig mit Beginn der Dämmerung geschlossen wird, um erst wieder nach Sonnenaufgang geöffnet zu werden. Dort sieht man noch die Race des öconomischen Parisers, der alle seine Bedürfnisse außerhalb der Barrièren kauft und gern in gleicher Höhe mit den Gasbrennern wohnt, um die Beleuchtung seiner Hausgötter zu sparen, in ihrer vollen Reinheit.

Darum auch lieben es jene geheimnißvollen Existenzen, welche entweder von harten Enttäuschungen betroffen, oder durch große Fehltritte geknickt worden sind, sich vorzugsweise gern auf diesen ernsten Boulevard zu flüchten. Hier könnte der Menschenforscher noch so manche ehemalige Heldin der Assisen, so manchen politischen Schiffbrüchigen, so manchen Ehrgeizigen ohne Namen, so manches Elend antreffen, das um so schrecklicher ist, je emsiger es sich hinter Stolz zu verbergen sucht, und je edler es ertragen wird. Mehr wie anderwärts begegnet man da jenen kahlen Scheiteln, jenen hohlen Augen, jenen von Kummer und schmerzlicher Erinnerung getrübten Blicken, jenen ziellos schwankenden Tritten, jenen anständigen Lumpenhüllen, welche laut von Kämpfen und Niederlagen erzählen.

Wenn aber dieser Saum der Hauptstadt einerseits manche stumme Verzweiflung, manchen verschämten Schmerz verbirgt, so bietet er andrerseits auch wieder manche heitere, originelle Eigenthümlichkeit dar. Wer würde es für möglich halten, daß man kaum zweihundert Schritte von den Invaliden große Strecken Feld mit Kohl und Salat bepflanzt hat, daß dort Schattenbilder von Wiesen zu finden sind, zur Ernährung von Kühen, deren Milch man verkauft? Ja, wir haben noch Besseres gesehen: wir haben sogar eine wirkliche und wahrhafte Melkerei im zweiten Stockwerke eines Hauses der Straße d'Estrées gesehen. Die drei Kühe, aus denen sie besteht, waren noch im kälbchenhaften Zustande hinaufgeschafft worden, um sie nur erst als Fleisch, Knochen, Haut und andere dergleichen Begriffsgegenstände wieder zu verlassen.

Diese flüchtigen Umrisse werden unsere Leser in den Stand setzen, sich einen ungefähren Begriff von der Stille und Oede zu machen, welche um neun Uhr des Abends in einem solchen Faubourg herrschen kann.

Einige verstümmelte Helden der Kaiserzeit, die sich bei irgend einem kameradschaftlichen Bacchanal verspätigt hatten, schwankten mit unsicheren schwerfälligen Schritten wieder in der Richtung des berühmten Domes heim, der dazu bestimmt ist, ihren verklungenen Ruhm und ihre unschädliche Unmäßigkeit zu beherbergen.

Wir sagten also, daß ein Coupé auf den Boule-

vard der Invaliden einbog und an der Ecke der Avenue de Tourville halten blieb.

Das Miethcabriolet, das dem Coupé gefolgt war und, dem Polizeireglement zum Trotz, seine Laternen ausgelöscht hatte, blieb ebenfalls in angemessener Entfernung halten.

Wenn der Boulevard der Invaliden der einsamste aller Boulevards ist, so kann man die Avenue de Tourville mit Fug und Recht die menschenleerste aller Avenuen nennen.

Eine Dame stieg aus dem Coupé; sie war verschleiert und in einen Pelzmantel gehüllt.

Zu gleicher Zeit sprang ein Herr aus dem Cabriolet und heftete sich, flüchtig und leise wie ein Geist der Nacht, an die Fersen der Dame.

Aber bevor er noch Zeit gehabt hatte, sie einzuholen, war sie spurlos und wie durch Zauberei in der Mauer selbst verschwunden, welche sich an der linken Seite des Boulevard's hinzieht.

„Ich habe wohl nur einen bösen Traum gehabt!" brummte der Herr vor sich hin, in welchem wir unsere Leser bitten, trotz der Spärlichkeit des Gases, Herrn Philipp Beyle erkennen zu wollen.

Er untersuchte die Mauer sorgfältig mit seinen Händen und tappte lange daran hin und her, bis er endlich eine Thüre entdeckte.

„Das war es!" murmelte er zwischen den Zähnen,

„wir stehen vor der allbekannten Pforte so vieler Romane und Melodramen!“

Philipp versuchte die Thüre zu öffnen, dann einzustoßen; aber das Holz war so fest, das Schloß so trefflich, daß alle seine Mühe und Anstrengung vergeblich war.

„Zu welchem Hauptgebäude mag nur in aller Welt diese verwünschte Hinterthüre gehören?“

Diese Frage stellte er sich, nachdem er sich von der Unmöglichkeit seiner Versuche überzeugt hatte und ruhiger geworden war.

Er schweifte nun den ganzen Boulevard entlang, um sich genaue Rechenschaft von den angrenzenden Localitäten zu geben.

Nachdem er etwa eine halbe Stunde umher recognoscirt, erlangte er folgendes Resultat:

Dieser ganze Theil bestand aus einer Anhäufung von Hôtels, die durch größere oder kleinere Gärten von einander getrennt waren. Diese Pastete von aristokratischem Ansehen war nördlich durch das äußerste Ende der Rue de Babylone begränzt, was man so ziemlich als das äußerste Ende der civilisirten Welt ansehen kann, östlich durch die Rue de Monsieur, südlich durch die Rue Plumet und endlich westlich durch den Boulevard der Invaliden.

Wie man also sieht, herrschte ringsumher Einsamkeit, Schweigen, große Räumlichkeit.

Nachdem Philipp von seiner Recognoscirungsreise

wieder an deren Ausgangspunkt zurückgekehrt war, und nun immer nicht mehr wußte wie zuvor, ward er durch eine im Dunkel auftauchende Silhouette einer weiblichen Gestalt aus seiner Perplexität geweckt.

Er zog sich rasch unter die Doppelallee zurück, die am Tage schon, um so mehr in der Nacht, einen dunklen Schatten auf den Boulevard wirft.

Die Silhouette huschte an Philipp vorüber, und verschwand an derselben Stelle der Mauer, durch dieselbe kleine Thüre, wie die vorherige Dame.

Sie hatte weder geklopft noch geklingelt.

„Teufel noch einmal!" sagte sich Philipp, „es muß irgend ein geheimes Erkennungswort, oder sonst ein Geheimniß geben! Das Erkennungswort wird freilich schwer zu hören sein, wenn man nicht ganz in der Nähe steht; aber vielleicht gelingt es, das Geheimniß zu entdecken. Versuchen wir unser Heil!"

Er schlich heran und glitt nochmals mit der Hand über die Holzfläche.

Ein kleines Geräusch veranlaßte ihn, sich umzudrehen.

Es war eine dritte Schattengestalt; diese aber gewahrte Philipp, denn sie blieb stehen und schien unschlüssig; dann machte sie plötzlich rechtsum-kehrt, ging ein Stück in der Richtung nach der Rue de Babylone zu, wo sie eben so geräuschlos und geheimnißvoll in einer anderen Gartenthüre verschwand.

„Sollte das etwa hier ein Kloster sein?" frug sich Philipp.

Im Laufe der darauf folgenden zwölf bis fünfzehn Minuten war es, als ob mehr wie dreißig Personen sich mit einander verständigt hätten, schnell hintereinander und von verschiedenen Seiten in diese Gruppe von Hôtels zu gelangen.

Aber — seltsam! — es waren nur Frauenspersonen, so viel man in der Dunkelheit unterscheiden konnte, junge und alte, reiche und arme; alle aber huschten ganz schweigsam vorüber.

Unter Anderen gewahrte Philipp ganz deutlich eine Art von Bettlerin, vom Alter gebeugt, in elende Lumpen gehüllt und nur mühsam am Stocke zum geheimen Rendez-vous schleichend.

Dann wieder ein wahres Meteor von Eleganz, jung, leicht, glänzend, rauschend, eine jener Töchter Eva's, die ihre Stadttoilette eben so unverschämt anziehend zu machen verstehen, wie ein Alkoven-Negligée.

Die Jugend holte das Alter ein und Beide sprachen einige Worte leise miteinander.

„Ihr seid müde, Mütterchen," sprach die Junge etwas lauter, „stützt Euch nur dreist auf meinen Arm."

Beide verschwanden zusammen in der kleinen Thüre.

Philipp war in Versuchung gewesen, seine Gegenwart zu verrathen.

„Wenn das wirklich ein Kloster sein sollte," murmelte er vor sich hin, „was zum Teufel hat da Pandora darin zu suchen?"

Er hatte sie an der Stimme ganz deutlich erkannt.

Sein Erstaunen wuchs immer mehr.

Aber es stand in den Sternen geschrieben, daß Philipp diesen Abend aus einer Ueberraschung — aus einem Erstaunen in's andere fallen solle.

Er stand an einen dicken, alten Baumstamm, mit riesenhaften Aesten, gelehnt, einen jener Bäume, der von der Civilisation vergessen worden zu sein scheint.

Plötzlich hört er dicht über seinem Kopfe ein Prasseln, wie von zerbrochenen Aesten und einige Blätter fallen auf seine Schultern und zu seinen Füßen nieder.

Er blickte empor, konnte aber nichts Befremdliches unterscheiden.

„Der Wind kann es doch nicht gewesen sein,“ sprach er zu sich selbst, „denn die Luft ist ja ganz ruhig.“

Dasselbe Geräusch wiederholte sich.

Diesmal unterscheidet Philipp wirklich etwas, wie eine menschliche Gestalt zwischen den Aesten.

Er will fragen, aber im selben Augenblicke kommt ein leises aber befehlendes Pst! — das ihm im wahren Sinne des Wortes auf den Kopf geworfen wird, seiner Neugierde zuvor.

„Wie so Pst?“ entgegnete Philipp, sich gegen einen auf solche unsichtbare Weise gegebenen Befehl auflehnend.

„Nun ja doch!“ flüsterte es wieder von oben herab; „begnügen Sie Sich mit dem Sehen, und schweigen Sie!“

Wider Willen gehorchte Philipp diesem Befehle.

Abermals huschte eine Frauengestalt an der Mauer des Boulevard's hin, und verschwand durch die Gartenthüre.

„Vierundfünfzig!“ sagte die Stimme auf dem Baume.

„Sie haben Sie wohl gezählt?“ frug Philipp.

„Seit einer Stunde.“

„Wer sind Sie denn aber?“

„Wie? haben Sie mich denn noch nicht erkannt?“

„Da oben auf dem Baume, und bei der Dunkelheit? — das wäre ein Kunststückchen.“

„Und Sie errathen auch nicht, wer ich sein kann?“

Die Aeste fingen so stark an zu knacken, daß Philipp besorgt ward, der Baumbewohner möge ihm auf den Kopf fallen, und einige Schritte zurück trat.

„Denken Sie nur ein wenig nach, Herr Beyle,“ fuhr die Stimme fort.

„Sie kennen mich also?“ frug Philipp, immer mehr erstaunend.

„Das will ich meinen!“

„So steigen Sie herab.“

„Das war ich eben im Begriffe zu thun, darum sehen Sie Sich noch einmal um, ob nicht noch Jemand kommt.“

„Nein, nein, es ist Niemand mehr zu sehen und zu hören,“ sagte Philipp höchst ungeduldig, den Unbekannten, der so vertraulich mit ihm that, in der Nähe zu sehen.

„Sind Sie dessen auch ganz gewiß?“

„Ja doch, ja, so kommen Sie nur!“

„Pst! sprechen Sie doch leise!“

Eine dunkle Masse glitt am Stamme herab und erreichte glücklich den Boden.

Philipp trat rasch näher.

„Herr Blanchard!“ rief er lebhaft.

„So schreien Sie doch nicht so, zum Tausend Element!“ sprach der Andere, ihn bei'm Arme erfassend; „es ist durchaus nicht rathsam, in diesem Stadtviertel so laut zu sprechen.“

„Sie also waren es?“

„Wer, meinten Sie denn, daß es sei?“

„Sie, hier?“

„Was ist denn da so Staunenswerthes dabei? Sind Sie denn nicht auch hier?“

„Ja, ich, das ist etwas Anderes.“

„Wie so?“

Philipp besann sich schnell, daß er eine Unbesonnenheit begangen hatte.

Welcher Art auch seine Beziehungen zu Herrn Blanchard sein oder werden konnten, empfand er doch einen natürlichen Widerwillen, ihm geradezu zu sagen: Ich spüre hier meiner Frau nach, die soeben, heimlich und allein, zu dieser Stunde, in einen Garten des Boulevard der Invaliden geschlüpft ist.

Das sind Dinge, die man sich nur allenfalls selbst sagt, wie der scharfsinnige Bridoison in Beaumarchais' Figaro bemerkt.

Zum Glücke war Herr Blanchard so angelegentlich mit sich selbst beschäftigt, daß er nicht sehr auf Philipp's Worte geachtet hatte.

„Also hatten Sie die Hoffnung auf meinen Beistand aufgegeben?“ frug er fort.

„Wie meinen Sie das, Herr Blanchard?"

„Nun ja, da Sie selbst hierherkommen, um Ihre Angelegenheiten zu betreiben."

„Meine Angelegenheiten?"

„Im Grunde kann ich Ihnen das freilich nicht verübeln, denn seit unserer letzten Zusammenkunft sind schon über drei Wochen verflossen; Sie konnten glauben, ich hätte den Auftrag, den Sie mir ertheilt, entweder vergessen, oder habe nichts bei Gedeonoff ausgerichtet. Nun, beruhigen Sie Sich; ich bringe Ihnen keine so schlechte Nachricht."

Der Name Gedeonoff klärte Philipp Alles auf.

„Gedeonoff ist für unsere Angelegenheit gewonnen," fuhr Blanchard fort; „Dank meinem dithyrambischen Talente, schwört er nur noch bei Marianna. Dazu kommt noch der Glücksumstand, daß gerade jetzt der Selbstherrscher aller Reussen eine Sängerin bei ihm bestellt hat."

„Das trifft sich allerdings gut."

„Es handelt sich also nur noch darum, sich der Marianna zu bemächtigen; aber ohne Zweifel mißtraut sie dem Kram, denn sie ist eben so schwer zu fangen, wie Abd-el-Kader. Haben Sie sie diesen Abend hier hineingehen sehen?"

„Nein," antwortete Philipp, der immer aufmerksamer zuhorchte.

„Dann ist sie entweder durch die Rue Plumet, oder durch die Rue Monsieur hineingekommen."

„Glauben Sie?"

„Ganz bestimmt, denn sie geht niemals zweimal hintereinander durch dieselbe Thüre hinein,“ bestätigte Herr Blanchard.

„Demnach also kommt sie öfters hierher?“

„Wöchentlich zweimal, wie alle die Anderen.“

„Wie alle die Anderen?“ wiederholte Philipp, seine Betroffenheit verbergend; „welche Anderen?“

„Mein Himmel! haben Sie denn nicht selbst gesehen? Frauen aus allen Ständen: große Damen, Arbeiterinnen, ehrsame Bürgersfrauen und Loretten, alles durcheinander. Die Einen kommen zu Fuß, die Anderen in bescheidenen Miethwagen, wieder Andere in eigenen Equipagen, die sie in gehöriger Entfernung von hier auf sich warten lassen. Ist es Ihnen denn nicht aufgefallen, hier und da in den umliegenden Straßen Wagen verschiedener Art halten zu sehen?“

„Nein,“ stotterte Philipp verlegen, „ich habe nichts gesehen —“

„Gar nichts?“

„Allerdings habe ich nicht so genau darauf geachtet —“

„Unbegreiflich! es müßte Ihnen doch sogleich aufgefallen sein. Verehrtester, das giebt mir keine sehr hohe Meinung von Ihrem diplomatischen Talente; zum Spion wenigstens sind Sie verdorben.“

„Darin pflichte ich Ihnen bei. Aber, sagen Sie mir, Herr Blanchard, haben Sie denn niemals einen Mann dabei gesehen, der diese verschiedenen Damen escortirt?“

„Keinen, mein bester Herr.“

„Das ist doch sonderbar," murmelte Philipp.

„Nicht im Mindesten! — Aber wissen Sie denn gar nichts —?"

„So gut wie nichts."

„Kommen vielleicht gar zum ersten Male hierher?"

„Wie Sie sagen; ich war noch niemals hier."

„Dann freilich begreife ich Ihr Erstaunen; es ist mir das erste Mal eben so gegangen."

„Sie kommen demnach wohl öfter hierher, Herr Blanchard?"

„Alle Tage."

„Und ist es Ihnen gelungen, irgend einem Geheimnisse auf die Spur zu kommen?" frug Philipp lebhaft.

„Das will ich meinen!"

Philipp hatte alle Mühe, seine Aufregung nicht merken zu lassen.

Welch' ein Abgrund des schwärzesten Argwohns öffnete sich seinen Blicken! Also zweimal wöchentlich trafen sich Amelie, die Marquise von Pressigny, Marianna und Pandora hier heimlich.

Welch' ein geheimnißvolles, unbegreifliches Vorhaben konnte diese, durch Stand und Rang, durch die verschiedensten Interessen, durch Haß und Verachtung, sich so entfernt stehenden Frauen hier zusammenführen?

Es war, um an seinem eigenen Verstande irre zu werden.

„Demnach also," frug endlich Philipp mit beklommener Stimme, „demnach also kommen Sie jeden Abend in dieses Stadtviertel?"

Und auch des Morgens."

„Auch des Morgens?"

„Und zuweilen sogar über Tages."

„Sie müssen unendlich viel Geduld haben."

„Meinen Sie etwa, daß mich das langweilt? Im Gegentheile. Die Entdeckungen, die ich schon gemacht interessiren mich im höchsten Grade, und ich stehe auf dem Punkte, deren noch mehr zu machen, die mir eine Menge ganz neuer Anregungen verheißen."

„Entdeckungen! — Sie haben also die Leute des Stadtviertels ausgefragt?"

„Zuerst habe ich das allerdings höchst naiv und höchst einfältigerweise gethan. Einige von ihnen begriffen meine Fragen gar nicht, Andere wieder sahen mich schräg an und gaben mir den freundschaftlichen Rath, mich auf der Polizeipräfektur zu erkundigen."

„Sie haben doch hoffentlich diesen Rath nicht befolgt?" frug Philipp, bei dem Gedanken schaudernd, seinen Namen und den seiner Frau durch eine solche Denunciation compromittirt zu sehen.

„Das hätte die Sache zu rasch zum Ende gebracht," antwortete Blanchard, „und mein Vergnügen dabei beeinträchtigt. Wenn ich auf Abenteuer ausgehe, pflege ich mich nicht gern von einem Polizeicommissar begleiten zu lassen. Und dann, unter welchem Vorwande hätte ich die liebe Justiz mit einer Klage belästigen sollen? Was hatten mir denn jene armen Personen zu Leide gethan? Was verschlug es denn mir, ob sie auf eine mehr oder

weniger geheimnißvolle Weise in diesen oder jenen Garten gelangen?"

„Offenbar nicht das Mindeste."

„Ein solcher Schritt wäre also auf jeden Fall ungeschickt, vielleicht aber auch sogar gefährlich gewesen."

„Das glaube ich selbst. Nun, und was haben Sie gethan?"

„Zunächst überlegt."

„Das versteht sich; aber dann?"

„Dann habe ich mich immer mehr gereizt gefühlt und meinen Eifer verdoppelt."

„In welcher Weise?"

„Meine Absicht war erst, wie Sie wissen, Marianna nachzuspüren, ihren Schlupfwinkel auszustöbern; diese Absicht hat sich etwas geändert, oder vielmehr erweitert. Das nächtliche Schauspiel, dessen Zeuge ich war, hat meine Neugierde gestachelt, was ich gesehen, war nur erst eine Andeutung, ich wollte volle Gewißheit haben."

„Sehr gut."

„Zunächst war es nöthig, daß ich mir einen genauen Grundplan der in diesem Umkreise eingeschlossenen Häuser verschaffte. Wo aber sollte ich mein Observatorium aufschlagen? In der Straße Babylone ist es wegen der Mauer des Klosters zum heiligen Herzen unmöglich; ebenso in der Straße Blumet, in der die Brüderschule liegt. Es blieben also nur die Straße Monsieur und der Boulevard."

„Sie wählten die Straße Monsieur?"

„Ganz natürlich; ich miethete eine Mansarde in einem der höchsten gegenüber gelegenen Häuser und mit den besten optischen Instrumenten versehen, begann ich meine Studien.“

„Aha!“

„Sie blieben aber sehr unvollständig, denn ich konnte mit meinen Ferngläsern nur einzelne Lücken und Durchblicke bestreichen. Mächtige Baumgruppen und hohe, mit Schlingpflanzen bedeckte Mauern versperrten mir überall die Aussicht. Nichts destoweniger gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß sämmtliche, in diesem Complexe gelegenen Häuser unter einander in Verbindung stehen. Ich sah dieselben Personen zu dem einen hinein- und bei dem anderen wieder herausgehen, gleichviel, ob dies von der Seite der Straße Plumet, der Straße Monsieur, oder vom Boulevard her geschah. Haben Sie die Menge kleiner Thüren bemerkt, mit denen dies Viereck durchbrochen ist? Ich habe deren über dreißig gezählt.“ *)

---

*) Es dürfte nothwendig sein, hier zu bemerken, daß die Physiognomie dieses Stadttheils von Paris sich seit der Zeit, und ganz besonders seit der Revolution von 1848, wenn auch nicht ganz und gar, doch zum größten Theile verändert hat. Die Mehrzahl jener alten Hôtels ist jetzt an geistliche Anstalten und Stiftungen übergegangen; so z. B. sind die Benedictinerinnen (ehemals Damen des Tempels) in die Straße Monsieur gezogen, wo sie eine elegante Kapelle erbaut haben. Daneben befindet sich das armenische Collegium von S. Moorat; der Eintritt ist an Ceremonientagen allgemein gestattet; wir haben Gelegenheit gehabt, daselbst die schönsten und reinsten

„Fahren Sie fort," rief Philipp mit zunehmender Spannung.

„Alles, was ich von Insassen habe entdecken können, Herrschaften wie Bedienung, waren Frauenzimmer. Die Männer, die ich aus- und eingehen sah, waren nur Arbeiter, Lebensmittelverkäufer und dergleichen Leute. Uebrigens gab sich im Inneren durchaus nichts Auffallendes kund; dasselbe Treiben wie in allen großen Häusern von Paris. Nur werden sie mit Einbruch der Nacht schwarz, wie ein Backofen, und ich weiß in der That nicht, wohin sich die Lichtlein verbergen."

Typen der großen armenischen Race zu beobachten. Auf dem Terrain der Straße Babylone, das jetzt ganz umgestürzt wird, hatten vor nicht gar langer Zeit einige arme slavische Priester ihren Wohnsitz aufgeschlagen; sie hatten einen Theil des alten, sehr kahlen und baufälligen Institut populaire inne. Um die Gläubigen an hohen katholischen Festtagen anzuziehen, befestigten sie über dem Eingange eine Art Firma oder Schild, mit der einfachen Inschrift: Venite adoremus. Die übrigen Tage waren die Thüren der Kirche geschlossen. Diese armen Polen sind seitdem in alle Himmelsgegenden versprengt.

Die großen Gärten, besonders die des unter dem Namen Hôtel d'Adamson bekannten Hôtels, sind theils parcellirt, theils niedergeschlagen, was ein großer Verlust ist, denn sie waren in der That prachtvoll in ihrem alterthümlichen Style. Zwei kleine Thüren sind zugemauert worden, doch kann man ihre Spur noch deutlich erkennen.

Nur die Seite nach dem Boulevard und nach der Straße Plumet, jetzt Straße Oudinot, hin, haben ihr altes Aussehen behalten.

„Wahrscheinlich im Centrum der Festung.“

„So vermuthe auch ich; aber wenn ich auch noch zehn Jahre an meinem Mansardenfenster der Straße Monsieur geblieben wäre, ich würde nicht mehr entdeckt haben.“

„Sie stiegen also herab?“

„So that ich, fest entschlossen, in's Innere dieses Archipels von Steinen und Bäumen zu dringen.“

„Sie haben meine Neugierde im höchsten Grade rege gemacht.“

Schluß des dritten Bändchens.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.